

Unser täglich Brot

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren unter 100 Menschen in Deutschland 65 Bauern. Bei Ausbruch des Weltkriegs lange nicht mehr die Hälfte. Der Umfang des bestellten Bodens war ungefähr gleich geblieben. Aber die Bevölkerung Deutschlands hat sich in dieser Zeit nahezu verdoppelt.

Trotzdem hätte die deutsche Mutter Erde, ehrfürchtig gepflegt, auch jetzt noch alle ihre Kinder ernähren können. Die Erde pflegen, heißt den Bauern betreuen. Der Bauer wurde nicht genügend betreut. Er stand abseits. Das ganze wirtschaftliche Interesse des deutschen Menschen sammelte sich im Brennspiegel der Industrie. Neues Rheingold am Niederrhein. Für Warenausfuhr goldener Regen über das noch arme, rasch reich werdende Deutschland. Für den Bauern immer nur unentwegt das weiseste Ding in Deutschland, die Heeresverwaltung, die da wußte, was sie an dem Rückgrat der Armee, an den Rekruten vom Lande, besaß. blieb doch in den Großstädten und Industrievierteln die Zahl der diensttauglichen Heerespflichtigen weit hinter dem fernigen Ersatz etwa Ostpreußens zurück. In dem parlamentarisch regierten Deutschland ist es jedoch sehr schwer, wenn nicht unmöglich, aus dieser weisen Erkenntnis heraus die nötigen Folgerungen zu ziehen und die unerläßlichen Maßnahmen in die Wege zu leiten. So geschah fast nichts zur Rettung der notleidenden Landwirtschaft, und das Verhängnis nahm seinen Lauf.

Mehr als ein Viertel der deutschen Landwirtschaft vor dem Krieg stark verschuldet. Die Körnerpreise elend. Es gab ja genug Getreide draußen in der weiten Welt und Schiffe, um es nach Deutschland zu schaffen. Der Plan eines riesigen Kanals spukte sogar, auf dem von Osten her russisches Getreide an dem deutschen Bauern vorbei für einen Pappenstiel bis zum Rhein schwimmen sollte.

Bunte Kopftücher, slawische Laute, Sensenbündel im Frühsommer auf den deutschen Bahnhöfen: die „Sachsengänger“ kommen — Männer und Mädchen — landfremdes Volk aus Galizien, aus der russischen Poladei. Sie werden, zu Hunderttausenden, auf den norddeutschen Gütern die Ernte einbringen und im Herbst,

mit harten preußischen Talern im zusammengekneten Taschentuch, die deutschen Stoppeln wieder verlassen.

Die Einfuhr chinesischer Kulis hat man allerdings einigen ganz großzügigen Latifundienbesitzern unter sagt. Der deutsche Bauer stirbt nicht. Er schleppt sich so durch. Er vererbt den Hof auf den ältesten Sohn. Die jüngeren Geschwister wandern aus. Lange nicht mehr nach Amerika! Nein: nur ein paar Eisenbahnstunden weit. Kanonensfutter für die reißend wachsenden und doch von sich aus ständig in der dritten Generation aussterbenden Großstädte, die Menschen, Menschen, Menschen schlucken.

Zum Teil freilich durch die Schuld des flachen Landes selber. Die steinernen Meere üben eine unheimliche Anziehungskraft aus. Im Umkreis großer Städte lassen sich Landarbeiter kaum mehr halten. Die Arbeiternot wird dringend. Auf die Dorfflucht wirkt auch die allgemeine Dienstpflicht, die den jungen Landwirt zwei Jahre lang an das Garnisonleben in der Stadt gewöhnt, aus der er dann nicht wieder weg will. Ausschlaggebend vor allem die hohen Löhne der Industrie, auch auf die Bauerntöchter. Nicht zu verkennen bereits die Anziehungskraft des werdenden Kinos. Es locken Tanzlokale — das flotte Leben. Auch in den höheren Schichten auf dem Lande, namentlich auf den mittleren Gütern, langweilen sich oft die Frauen zwischen den Kartoffeln und drängen, zu verkaufen und in die Stadt zu ziehen, wo die Gessellschaft, die Läden, die Theater winken.

Pflicht des Staates wäre es gewesen, hier tatkräftig einzugreifen, für Aufklärung zu sorgen und durch geeignete kräftige Maßnahmen den Bauernstand vor dem Ruin zu bewahren. Und zwar beizeiten, nicht erst nach Ausbruch des Krieges! Der Bauer hätte eben viel früher dazu erzogen werden müssen, Planwirtschaft zu treiben, nicht nur das anzubauen, was ihm beliebte und den größten persönlichen Profit versprach, sondern was im Falle eines Krieges für die Volksgemeinschaft wirklich gebraucht wurde und lebenswichtig war. Welche Erfolge sich in dieser Hinsicht unter weiser, vorausschauender staatlicher Leitung und Fürsorge selbst in verhältnismäßig kurzer Zeit erzielen lassen, erwies sich fünf- undzwanzig Jahre später bei Ausbruch des neuen Weltbrandes. Möglich jedoch war dies nur unter einem starken autoritären Regime, das, getreu seinem Grundsatz: Gemeinnutz geht vor Eigennutz, sich mit aller Energie ganz besonders für die Gesundung und Kräftigung des verelendeten Bauernstandes einsetzte, es aber nicht allein bei der materiellen Hilfe bewenden ließ, sondern zugleich auch durch unermüdlige planmäßige Aufklärungs- und Erziehungsarbeit bis in die entlegensten Weiler die Erkenntnis verbreitete, daß der einzelne als Glied in der staatlichen Gemeinschaft bei all seinem Tun nie das Wohl der Allgemeinheit aus dem Auge verlieren dürfe. Der liberalistisch-parlamentarisch regierte Staat der Vorweltkriegszeit war einer solchen gewaltigen Aufgabe nicht gewachsen, ja erkannte sie nicht einmal.

So wird bei einem Festlandskrieg des auf überseeische Getreideeinfuhr angewiesenen Deutschlands gegen das aus eigener Scholle

sich ernährende Rußland und Frankreich ganz von selbst Britannien der Herr der Lage. Es kann mit seiner Riesenflotte Deutschland, das gegen jede andere Seemacht sich die Wasserstraßen freihalten würde, den Brotkorb höherhängen.

Im deutschen Volk glaubte man überhaupt nicht an einen Krieg mit England, weil er noch nie dagewesen war. Der Reichskanzler v. Bethmann und sein Vertreter Fürst Lichnowsky in London konnten sich ihn ebensowenig vorstellen, und selbst Admiral v. Tirpitz wiegte sich in der Hoffnung, ohne „hart auf hart“ mit Großbritannien die letzte deutsche Panzerplatte zu nieten.

Dabei hatte noch 2 Jahre vor dem Krieg der britische Marineminister Churchill auf einem Frühstück in Glasgow die deutsche Flotte drohend für einen Luxus erklärt. Trotzdem schreibt v. Tirpitz im Jahre darauf: „So waren deutsch-britische Flottenerörterungen dem Grundgehalt nach abgeschlossen, dieser Zankapfel nach menschlichem Ermessen beseitigt.“ Wer, wie der Verfasser, in diesen Jahren monatelang in England war und die dortige Volksstimmung sah, konnte diesen Optimismus schwer verstehen.

Nun kam der Krieg.

Und bald im Kriege der große Schlag: so wie die Russen den „General Winter“, so riefen die Briten den „Admiral Hunger“ zu Hilfe.

Nov. 1914

England erklärte die ganze Nordsee als Kriegsgebiet. Bloß da gegen die deutschen Häfen. Deutschland, in dieser Beziehung völlig unvorbereitet, auf sich angewiesen!

Und nun erst die ahnende, die bange Frage — das ewige Wort aus dem Dämmern der Jahrtausende her: Unser täglich Brot gib uns heute

Noch lange nicht voll in ihrer lähmenden Wucht begriffen. Zuviel überlegen lächelnde Geister in Deutschland: „Aber ich bitte Sie: Länger als ein halbes Jahr halten die Großmächte finanziell den Krieg ja gar nicht aus, der jetzt schon Deutschland 2000 Millionen monatlich und den andern noch mehr kostet!“ Eine ruhrende Legende im Volk: „Der Kaiser hat seinen Soldaten gesagt: Zu Weihnachten seid ihr wieder zu Hause!“ Selbst in unteren Heeresstellen oft ein zuversichtliches: „Ach — bis Ostern haben sich die Kerle driiben an uns die Zähne ausgebissen, und es ist Schluß!“

Nur die Männer aus der Vogelschau überblicken die Lage: Der Bauer kann sich ernähren und die kleinen und mittleren Städte durchschleppen. Wie aber wird es in den Großstädten, wie vor allem in den Industrierevieren mit der Kriegsverforgung? Der Dreher, der Bergmann, das Granatenfräulein brauchen Brot.

Für dieses Heer im Hinterland fühlen sich die deutschen Wirtschaftsführer verantwortlich. Sie drängen die schwerfällige welt-

fremde Bürokratie. Man muß sich der tödlichen Umstrickung durch die riesige Wasserschlange England entwinden. Man muß die Versorgung des deutschen Volkes sicherstellen, die Wirtschaft für den Krieg einsegnen. So werden die Kriegsgesellschaften gegründet, 25 an der Zahl, für die Erfassung der kriegs- und lebensnotwendigen Waren, unter Aufsicht des Staates, aber mit der Initiative der Privatwirtschaft.

Da im liberalistischen Deutschland Wilhelms II. die Juden natürlich maßgebend an diesen Kriegsgesellschaften beteiligt sind — Walter Rathenau und Albert Ballin gehören doch zu den engsten Wirtschaftsberatern des Kaisers —, bekommt die Kriegsversorgung sofort einen händlerischen Hintergrund und zieht einen Kometenschweif von Kriegsgewinnlern nach sich. Auch in dieser Notzeit verzichteten die üblen Geschäftemacher nicht auf ihren Profit zugunsten der Volksgesamtheit. Sie bereichern sich gewissenlos, wuchern und plündern Volk und Staat nach Kräften aus und tragen damit wesentlich zu dem späteren Zusammenbruch bei.

Den Ruhm, die Kriegsgesellschaften aufgebaut zu haben, nahm Walter Rathenau für sich in Anspruch. Nach der Revolution aber erklärte er im Reichstag, er sei kein Freund der Kriegswirtschaft, er sei auch nicht der Schöpfer dieser Kriegswirtschaft gewesen, sondern der Schöpfer der Kriegsrohstoffabteilung. Hier mußte er sich nachweisen lassen, daß er sich diesen Plan von dem Unterstaatssekretär v. Moellendorff angeeignet hatte, ohne diesen jemals zu nennen.

August 1914
1881 geb.

Alfred Rosenberg, der in einer Abhandlung über Rathenau nachdrücklich darauf hinweist, rückt auch die anderen, scheinbar so widerspruchsvollen Taten und Worte dieses Mannes ins rechte Licht und kennzeichnet ihn treffend als den geistigen Führer der Novemberdemokratie. Während des Weltkrieges war Rathenau noch Monarchist „aus angeborener Empfindung“ und wünschte den Frieden „nicht erhandelt, sondern von Deutschland diktiert“. Später bekannte er: „Wenn der Kaiser als Sieger durchs Brandenburger Tor gezogen wäre, hätte die Weltgeschichte ihren Sinn verloren!“ Er war Monarchist und Bolschewistenfreund, vielfacher Millionär und Erfüllungspolitiker, Rassejude und Freigeist . . . Am besten aber kennzeichnet ihn sein Plan, den Wiederaufbau Europas durch ein internationales Privatsyndikat zu erreichen: im Sinne jener 300 Männer, von denen er sagte, daß sie allein die wirtschaftlichen Geschicke des Kontinents lenkten. So war er denn alles andere als ein Retter Deutschlands aus der wirtschaftlichen Abschnürung!

Der Brite und seine Verbündeten beginnen nun sofort auch in den neutralen Ländern, namentlich den vor der Entente hangenden Kleinstaaten, den Wirtschaftskrieg gegen Deutschland. Dieses aber mußte von vornherein seine Kräfte in einem unseligen Mehrfrontenkrieg verzetteln und war dadurch während des ganzen Krieges niemals imstande, rechtzeitig nach einer Seite hin einen befreienden, entscheidenden Schlag zu führen.

Nov. 1914

Was soll unter diesen Umständen Holland machen? Jederzeit können ihm England und Japan den Seeweg nach den Sunda-inseln sperren, von denen der Rijnheer lebt. Ihm wird die erste britische „Kontrollgesellschaft“ beschert, die darauf achten soll, daß keine von auswärts in die Niederlande eingeführten Waren nach Deutschland weitergelangen. Sie besteht aus den holländischen Schiffsahrtsgesellschaften, Banken und großen Importhäusern. Sie nennt sich die „Nederlandsche Overzee Trust Maatschappij“, nach ihren Anfangsbuchstaben meist mit „Not“ bezeichnet — ein passender Name für die deutsche Not.

Herbst 1915

Was soll die Schweiz machen? Woher kriegt sie Rohlen und Korn, wenn sie sich nicht fügt? Die „Société Suisse de Surveillance Economique“ erblüht, kurz S. S. S. genannt, als Polizeistation der Entente.

Was soll Dänemark machen? Vor hundert Jahren haben die Engländer Kopenhagen kurz und klein geknallt und die ganze dänische Flotte mitgehen heißen. Das Wort: eine Stadt „kopenhagern“, das heißt von der See aus einäschern, gehört seitdem zum Sprachschatz der britischen Marine. Jetzt stellen sich in der dänischen Hauptstadt die „Grøsserer Societät“ und der Industrierat unter die Fuchtel Londons.

Was soll Norwegen machen? Der größte Teil seiner Handelsflotte führt englische Fracht. Es liefert Grubenholz nach England. Es ist einverstanden, daß die britischen Konsuln in Kristiania (Oslo), Bergen, Drontheim und anderen Häfen es unter Vormundschaft nehmen.

Diese „Kontrollgesellschaften“ garniert England dann noch mit den „Schwarzen Kabinetten“ zur Öffnung der Geschäftsbriefe der Neutralen und den berühmten „Schwarzen Listen“ zum Boykott aller neutralen Kaufleute, die irgendwie, auch mit den Waren ihres eigenen Landes, mit Deutschland in Handelsverbindung treten.

Okt. 1914

Also auch keine Hoffnung auf Getreideeinfuhr über die Neutralen! So erfolgt in Deutschland schon in den ersten Kriegsmonaten das Verbot der Verfütterung von Brotgetreide.

Das trifft in erster Linie auch die Gerstenmast der Schweine. Ein großer Schweinemord beginnt. Die Fleischpreise sinken, zum Kummer kurzfristiger Bauern über die Stadtherren: man solle lieber die Professoren abstechen und das liebe Vieh am Leben lassen!

Nov. 1914

28. Juni 1915

Aber das ist nur die Einleitung zur Bewirtschaftung unseres täglichen Brotes.

Die schon früher gegründete „Kriegsgetreide-Gesellschaft“, die sich dann in die „Reichsgetreidestelle“ verwandelt, erwirkt durch

Bundesratsbeschluss die Beschlagnahme aller Getreide- und Mehlvorräte in Deutschland.

Tags darauf wird für die ganze Bevölkerung die Brotkarte eingeführt. Diese überstürzte Maßnahme trifft das Volk gänzlich unvorbereitet.

Da Vorratswirtschaft auf lange Sicht damals etwas völlig Unbekanntes war, so hatte die amtliche Rationierung des Brotes sehr rasch eine geradezu unerträgliche Verknappung dieses wichtigen Nahrungsmittels für den einzelnen zur Folge.

Ohne die nach Gramm bezeichneten Abschnitte der Brotkarte kann man kein Brot mehr irgendwie kaufen. Nur die in Deutschland lebenden Neutralen haben das Recht, aus ihrer Heimat sich für ihren Bedarf zu versorgen. Die Brotkarte setzt den bisherigen Friedensverbrauch um mehr als die Hälfte herab — genau soviel, wie die deutsche Landwirtschaft bei besserer Pflege hätte liefern können, wenn sie nicht mit ihrer Grundfläche gegenüber der Verdoppelung der Bevölkerung gleichgeblieben wäre, während überall noch Moore und sonstiges Unland der Meliorierung harften. Aber auch eine Stickstoffbereicherung der bebauten Ackerfläche fand im Frieden ihre Grenze in der verderblichen Spanne zwischen den hohen Kunstdünger- und den niedrigen Getreidepreisen des Inlands.

Jetzt bestimmte die Brotkarte täglich 225, später nur 200 Gramm Mehl auf den Kopf der Bevölkerung oder $7\frac{1}{2}$ Kilo Getreide pro Kopf und Monat. Für den „Selbstversorger“, den getreideerzeugenden Landwirt, 9 Kilogramm.

Aberwachen ließ sich das unter den damaligen Verhältnissen allenfalls auf großen Gütern. In bäuerlichen Betrieben begann alsbald das „Hamstern“ der aufs Land hinauspilgernden städtischen Bevölkerung, das „Hintenherum“ — der Schleichhandel von Hand zu Hand, der später gigantische Formen annahm.

Aber auch aus dieser Zeit wird man nie erfahren, in wieviel Zementfäßen Mehl transportiert wurde, wieviel Brotlaibe in den Botanistertrommeln unschuldiger Kinder, unter der Weste des plötzlich stark beliebten Hausvaters an den Gendarmenposten vorbei den Weg in die Stadt fanden.

Es begann für jeden, der andere zu ernähren hatte, der verderbliche Kampf zwischen Hemd und Rock, zwischen Familie und Staat. Und die Urzelle aller Dinge, die Familie, war, mit Ausnahme einiger Catos von Eisen, jedem doch näher. Und damit die Übertretung des Gesetzes für den sonst pflichttreuesten Bürger.

Welch eine Bitternis, wenn ein Mütterchen aus dem mühsam gesammelten Mehl für den fernen Sohn einen kleinen Kuchen bäckt, und die Schachtel kam leer an — mit dem blutroten Zettel „Beschlagnahmt“. Wer dann den Inhalt verzehrte, darüber schweigt oft des Sängers Höflichkeit!

Der Staat stand all dem bald machtlos gegenüber. Er hatte den Kampf gegen das Unheil erst begonnen, als es schon viel zu spät war. Nun versuchte er, dem Übel zu steuern, so gut es eben ging,

26. bis 31.
Jan. 1915

1 Febr. 1915

8. März 1915

wenn nötig, mit Zwang und Gewalt. Es mußte sein, wenn wir nicht verhungern wollten! Furchtbar rächten sich jetzt die Sünden der Vergangenheit! Die Geringswertung des deutschen Bauern! Jetzt merkte der Deutsche daheim am eigenen Leibe: Es ist Krieg! — nicht nur am Unblut der Verwundeten und an Briefen aus dem Schützengraben!

20

Der Schützengraben

Der Schützengraben — von jetzt ab immer mehr das Sinnbild des ganzen Kriegs —, der ferne, sagenhafte, schicksalhaft die Heimat schirmende Schützengraben, unter dem sich die Heimat gar nichts Rechtes vorstellen kann — der Schützengraben ist im Stellungskrieg nicht einfach ein Graben, so wie etwa ein Entwässerungskanal sich durch das Land zieht. Nein — er ist oft eine ganze unterirdische Kleinstadt.

Auch jetzt schon im Osten ein System von Gängen, Unterständen, Pläzen. Wo dieses Labyrinth beginnt? Im Felde steht ein einsames Bauernhaus. In ihm wohnt, noch oberirdisch, der Regimentsstab. Aber auch er hat sich auf alle Fälle schon den Keller mit Lichtstümpfen in Flaschenhalsen wohnlich eingerichtet. Hinter diesem Haus her, gegen Feindsicht gedeckt, führt der Annäherungsweg schräg über mannstief in die Erde hinunter und dann weiter. Seine Seitenwände laufen als Kugelfang in zeitraubendem Zickzack. Philosophische Gemüter wandern an ruhigen Tagen lieber oben neben dem Weg über das freie Feld und halten sich an die Statistik, daß das Gewicht eines Mannes an Kugelverbrauch dazu gehört, ehe ein Geschöß im Gewicht von 25 Gramm trifft.

Und da ist nun die Stellung. Wallensteins Lager, als Maulwurfsbau säuberlich in die Erde versenkt. Die Schächte sind seitlings mit Brettern versteift, die Sohle mit Brettern belegt. Straßentafeln. Der Hindenburg-Platz. Der Kaiserweg. Der Siegesweg. Die Luftkurpromenade. Die Große und die Kleine Latrinenstraße nebst Zubehör. Sehr wichtig bei diesem unterirdischen Zusammenleben vieler Tausender. An einem Grabenwinkel ein Lazarettgehilfe mit einem Napf Karbolwasser für unsere Stiefelsohlen, die aus einem ruhrverseuchten Kompanieabschnitt den Bazillus nicht weitertragen sollen.

In der Seitenwand des Grabens nach dem Feind zu eine Tür neben der andern. Kleine Fenster. Oft jetzt an ihnen, zur Winterszeit, ein winziges Weihnachtsbäumchen. Eine Postkarte mit Hindenburgs Bild. Neben der Dachsburg bärtiger Familienväter lugen lachende, flaum-bärtige Gesichter aus ihrem Verschlag. Vor ein paar Monaten haben die Kriegsfreiwilligen noch die Schulbank gedrückt. Die Luft drinnen in dem Rembrandtschen Hellbuntel: „Besser warmer Nief als kalter

Ozon!" In der Ecke prasselt ein Kanonenöfchen. An den Wänden lehnen die Gewehre und hängen die Handgranaten. Mit einem Turnerschwingung ist man, wenn es not tut, kampfbereit oben auf der Deckung.

Auf ihrem mit Sandfäden ausgepolsterten, mit blechernen Schuttschilden geschirmten Auftritt ragen dort in regelmäßigen Abständen die Posten, das Gewehr im Arm. Sie blicken nicht rechts, sie stehen vor keinem General stramm, sie starren wie graue Statuen vor sich über den Drahtverhau zum Feind, über dies „Bart' ein bißchen!"-Gewirr von niederen Pfählen und Stacheldraht, zuweilen noch aus einem nahen Elektrizitätswerk mit 100 000 Volt elektrisch geladen. Das Kabel liegt auf der Erde. Auch ältere Stabs-offiziere machen mit hochgehobener Säbelscheide, die man damals noch trug, vorsichtig die schönsten Schlußsprünge über die dünne tödliche Schlange. Sogar die Unterstände werden manchmal elektrisch beleuchtet. Eine Bekanntmachung in Schreibmaschinenschrift droht an, bei Lichtver-schwendung den Strom zu sperren.

Und dann kommt, jenseits des Drahtverhaus, das „dritte Land" und drüben wieder Draht und dann der Feind. Die Russen sind geborene Zimmerleute. Sie zaubern sich mit Beil und Säge förmliche unterirdische Wochenendwohnungen zurecht. Sie sind so raffiniert, daß sie ihre tellertiefen Schützengräben auch oben mit Brettern überdachen und sich einschneien lassen wie die Bären im Lager. Buchstäblich wären solche von den Russen nachts geräumte Stellungen unter dem Schnee manchmal nicht zu finden gewesen, hätte nicht der von den Halbasiaten unzertrennliche und von ihnen zurückgelassene eigentümliche scharfe Geruch die Spur gewiesen.

Achtung! „Vide Lust!" Hat der Russe einmal Munition, dann veranstaltet er ein Freudenfeuer! Dann setzt er seine „schwarze Sau", die schwere Haubitzgranate, aus den Rohren, und es ist dann ein merkwürdiges Durcheinander der Sinneswahrnehmungen, daß man erst den Mündungsblitz drüben sieht, dann den Einschlag hier hört und erst nach einer Weile den dumpfen Knall des Abschusses wieder von drüben. Der „Rußki" schießt zuweilen sogar recht gut. Aber die deutschen Nerven sind buchstäblich von Stahl.

In einer ganz vorgeschobenen Minenwerferstellung, 50 Meter von den Russen, rasiert ein feldgrauer Barbier mit aller Seelenruhe im Unterstand seine Kameraden. Die Sibirier drüben schmeißen in unregelmäßigen Zeiträumen Wurfminen herüber, die mit einem gewaltigen Knack explodieren. Im Freien draußen kann man die Lärmklappe noch schattenhaft in der Luft pendeln sehen und ist vorbereitet. Aber wie, wenn sie unversehens dicht über dem Kopf des Barbiers auf der Wölbung des Unterstands plagt? Wird er nicht zucken und seinen Kunden schneiden? Ist der Kunde nicht doch etwas besorgt? Die Feldgrauen lächelten, während sich gerade der Russe in einiger Entfernung lärmend bemerkbar machte, zu dieser Frage des Verfassers.

Weiter hinten, im Schnee, steht ein Wäldchen junger Tannenbäume. wie daheim ein Weihnachtsmarkt. Ein künstliches Wäldchen. Zwängt man sich zwischen den abgehauenen und in den Boden gesteckten Stämmchen durch, dann steht man plötzlich mitten drinnen vor der mit Nadel-

zweigen übertarnten schweren Artillerie, die in ihrer Bescheidenheit nicht gesehen werden will.

Aber sehen — das möchte sie! Da ist, ganz vorn irgendwo, eine Bretterpforte am Steilhang einer Riesgrube. Eine Leiter dahinter durch einen Schacht senkrecht bis zur Höhe des Hügels. Eifig bläst es da von oben in den Kamin. Auf den letzten Sprossen lauert ein Offizier, Hörmuscheln an die Ohren geschnallt, den Fernsprecher am Mund, die Hand am Scherenfernrohr des Beobachtungsstandes, das durch rechtwinklige Spiegelung die Außenwelt in die Unterwelt hinabzaubert. Ein Blick in das Glas. Man fährt zurück. Zehn Schritte vor einem, scheinbar, steht mit breiten Beckenknochen ein feldbraunes Kalmüdengeköpfs grinsend vor einer zerschossenen Ziegelmauer.

An einer Stelle, tief im Walde, auf einer Lichtung — nein, unter ihr — ist das unterirdische Pionierdorf. Die Pioniere als Leute vom Bau machen so etwas natürlich besonders gut. Während man auf einer Leiter in den Wohnkeller des Befehlshabers hinabklettert, spielt eine Grammophonplatte zur Begrüßung den „Einzug der Gäste auf Wartburg“. Unten sind Kanapees und Stühle aus einem nahen, zerschossenen Rittergut. Ein Gästebuch. Eine kleine Bibliothek.

Erhebend auf dieser Waldblöße, unter freiem Winterhimmel, ein Feldgottesdienst. Andächtig stehen und knien Protestant und Katholik nebeneinander vor dem schwarzverhangenen, aus Kisten gezimmerten Altar. Ergreifend ihr Gesang. Leider gab es Kirchenstellen, die durch die Finanzbehörden ihre Steuermahnzettel bis in den Schützengraben schickten.

Das ist der Krieg unter der Erde. Ein stilles, ein unbekanntes Heldentum. Die Heimat denkt sich den Helden über Feindesleichen vorwärtsstürmend, die Fahne in der Faust. Auch das hat es gegeben. Aber wer spricht von dem namenlosen Soldaten, der, wie Adolf Hitler, als Meldegänger einsam, auf sich angewiesen, im Kugelpfeifen seine Pflicht tut? Wer weiß von Essenholern, die unter Lebensgefahr auf Kilometer weit im Granatengelände ihren Kameraden die Kessel aus der Feldtüche heranschleppen? Wer kennt die Feldgrauen, die, fortwährend unter einschlagenden Granaten, sich platt auf den zerwühlten Boden werfend, im Gewirr zerrissene Drähte der Telefonleitungen zusammenflicken? Und vor allem — wer macht viel Aufhebens davon, daß da einer, an dem tagsüber der Tod vorüberging, freiwillig noch einmal abends den Tod herausfordert, um seinen verwundeten Kameraden zu retten, dessen Hilferufe er draußen vor dem Drahtwerthau hört?

Oder wer denkt der wackeren Fahrer, die ihre Munitionswagen alltäglich oder allnächtlich auf festgelegten Wegen, ohne ausweichen zu können, durch Feuerzonen in die Artilleriestellung lenken mußten, unbeobachtet, nur durch Pflichtgefühl getrieben? Oder der Störungssucher im Artilleriekampf, von deren Gewissenhaftigkeit soviel abhing?

Aus dieser herrlichen allgemeinen Kameradschaft entspringen die unerhörten Ruhmestaten des deutschen Volks in Waffen! Und diese Kameradschaft eint nicht nur die Mannschaft. Auch ihr Hauptmann, ihr Leutnant, der mit ihr im Schützengraben streitet und leidet, ist im besten Sinn ihr Kamerad! Und ganz besonders wird der in seinen

Schwanken der Vorkriegszeit unweigerlich stets als poladischer Dämlad verulkte Offiziersbursche jetzt oft in guten und bösen Tagen wahrhaft zu einem guten und treuen Freund seines Herrn! Bis zum letzten Tag des Kriegs bestand an der Front dies schöne Verhältnis zwischen Offizier und Mannschaft. Ihr Grimm galt nur der Etappe. Und halbwüchsigen, eben eingeleiteten Heimatbengeln, die nie Pulver gerochen hatten, war es vorbehalten, mehrfach verwundeten Offizieren, die 4 Jahre im Dreck des Schützengrabens und in der Hölle des Trommelfeuers für Deutschland ihr Letztes hingegeben hatten, die Achselstücke ruhmreicher Regimenter von den Schultern zu reißen.

Aber dem Schützengraben, durch welches Land er auch läuft, ein nicht zu bannender Schatten: der Mann unter der Erde ist ein Nachtgeschöpf. Er ist bei Tag zum Nichtstun verurteilt, wenn ihm der Feind gerade nicht zu schaffen macht.

In der Dämmerung, wenn die Ablösung kommt, streut der „Rußti“ vielleicht noch seinen „Abendsegen“ in Form von Schrapnellhagel ab, wo er drüben das feldgraue Gedränge von Pickelhauben und Gewehren vermutet. Dann wirft die Nacht ihren schwarzen, schützenden Mantel über das Gewirr der Maulwurfsgänge. Dann wird es dort lebendig.

Halblautes Stimmengewirr. Spaten und Hacke scharren, Erdbauten werden ausgebessert. Bretter getragen. Drahtrollen herangewälzt. Befehlsempfänger tapfen nach hinten. Im Vorgelände flüstert und kriecht es vom Kleinkrieg.

Da steht, in einem winterlichen deutschen Schützengraben des Ostens, ein schattenhafter Riese, weiß im Schnee verschwimmend, ein Handtuch wie einen Turban um den Kopf, ein zweites um den Bart geschlungen, in einem langen weißen Frauenhemd, einem Beduinenscheid ähnlich. Er klettert vorsichtig über die Brüstung in das Drahtgewirr hinaus. „Ein wenig Handgranaten werfen“, wie er auf ostpreussisch erklärt.

Und dort schleicht sich, unternehmend lächelnd, ein bebrillter ehemaliger Einjähriger hinaus. Er hat längst, um sich von den Kameraden nicht zu unterscheiden, die schwarzweißen Schnüre von den Achselklappen getrennt. Die Russen haben gestern nacht zwischen den beiden Stellungen an einem Stod einen Aufruf in schauerhaftem Deutsch an uns gerichtet. Er beginnt: „Deutsche — Ihr seid krank vor Leiden!“ Heute nacht bekommen sie eben dort die Antwort in besserem Deutsch. Schmeißenamen für den Zaren und die russische Führerkunst stehen nicht darin.

Solche kleinen Unternehmungen sind durchaus nötig, um den flotten Geist im Schützengraben des Stellungskrieges zu hegen. Denn der Tag ist lang. Er ist leer. Man kann nicht einmal exerzieren. Man darf nicht singen. Man hat zwei Ablenkungen: das Lesen und das Rauchen. Nichts ist so willkommen wie Zigaretten, Zeitungen, Bücher. Es wird die Lektüre aller Blätter ohne Unterschied der Partei gestattet. Es wird leidenschaftlich und wahllos gelesen.

Und jetzt schon nicht immer zur Stützung der überall noch herrlichen und gläubigen Kriegsstimmung. „Es sind einzelne Blätter, die die Schuld allein trifft“, schreibt Oberstleutnant W. Nicolai, dem das spätere Kriegspresseamt unterstellt war, „allen voran das „Berliner

Tageblatt' und die 'Frankfurter Zeitung'. Das Unklare und Wechselnde war die Eigenart der jüdisch-demokratischen Presse. Ihr Standpunkt zum Krieg stieg und fiel mit den Veränderungen der militärischen Lage wie die Kurse an der Börse. Sie rechnete mit derselben Charakter-schwäche beim Feind, die ihr eigen war."

Es geschah — trotz des steten Drängens der Heeresstellen — von der Regierung nichts, um den Feldgrauen in seiner Seelenstimmung, fern von der Heimat und seinen Lieben, zwischen Leben und Tod, aus allen gewohnten Verhältnissen gerissen, voll Entbehrungen des täglichen Seins, vor dieser langsamen und unmerklichen Brunnenvergiftung zu bewahren.

England ernennt drei Propagandaminister zur Überwachung seiner Presse — darunter den Zeitungskönig Lord Northcliffe und den weltbekannten Dichter Rudyard Kipling. „In England allein drei Minister“, schreibt Oberstleutnant Nicolai, „für die Tätigkeit, die in Deutschland einem mit Ressortarbeit überhäuften Beamten übertragen werden sollte!“

Verhältnismäßige Ruhe an den deutschen Fronten um die Jahreswende. Die Floden fallen. „Der eingetretene Winter“, sagt Hindenburg, „legte seine lähmenden Fesseln um die Tätigkeit von Freund und Feind. Die im Kampf schon erstarrten Linien bedeckte Schnee und Eis.“

21

Die Winterschlacht

Januar 1915 Ein kleines Heer hielt um die Jahreswende zwischen den Eisschollen der Memel und den verschnittenen Eisspiegeln der Masurischen Seen, hinter dem schmalen Geschlängel des Ungerappflüsschens, wider die Horden des Zaren Wacht, die zu Ende des Vorjahres wieder über die deutsche Ostgrenze gebrandet waren.

Nov. 1914

Nur in dieser starken Stellung konnte dies „Häuflein klein“ — wenige aktive Regimenter, sonst Kriegsfreiwillige, ältere Landwehrmänner, ungedienter Landsturm — wenigstens den größten Teil Ostpreußens gegen Mord und Brand der russischen Übermacht halten. Zu seiner Rechten und im Rücken hatte es die Schlachtfelder des Sommers.

Breite Rutschbahnen, von einsamen Baldstraßen schräg in die Seen hinunter, zeigten jetzt noch die Stellen, wo ganze russische Batterien mit Mann, Roß und Geschütz in den Gluten versunken waren. Ungezählte Tausende von selbobraunen Leichen barg der schlammige Grund.

Auf hohen Fichten saßen schußfertig tote Neger. Es waren im Lauf der Monate geschwärzte sibirische Scharfschützen, die mit den tödlichen Kugeln im Leib nicht einmal mehr die Kraft zum Absturz gefunden hatten. Aus dem weißen Leinentuch der Felder spreizte da und dort eine schwarze Rumienhand beschwörend die Knochenfinger, als wollte sie Europa von weiterem Selbstmord abhalten. An irgendeiner ver-

schwiegenen Waldecke baumelte vielleicht jetzt noch ein von den Bauern aufgehängter bärtiger kosatischer Mordbrenner mit den verräterischen breiten blauen oder roten Streifen an den Reithosen. Da und dort schimmerte es wie ein riesiges Kohlenlager in dem leeren Weiß und hob sich vieltausendfach kräczend als ein Gewimmel schwarzer Schneeflocken von Tausenden von abgefleischten Pferdekadavern in die graue Nebelluft — Krähen, wie es schien, aus halb Deutschland herbeigelockt, die vor dem unheimlich heransummenden neuen Riesenvogel, dem Flugzeug, in den Schuß der kahlen Äste des Winterwaldes flatterten. Und im Wehen des Windes immer noch von den Pferdegebirgen her jener eigentümlich süßlich-faulige Kadavergeruch des Schlachtfeldes, den man nach Jahren nicht vergißt.

Vor sich hatte die Armee den seit Jahren systematisch in seiner Heimat gegen Deutschland verhehten Russen. Das heißt: bei Nacht mit Brandzungen lohnendes, bei Tag in Brandwolken schwarz qualmendes deutsches Land. Furchtbarer noch als in den Sommer-tagen jetzt in der grimmigen Winterkälte das Bild wie aus der Schwedenzeit: die endlosen Flüchtlingszüge Ostpreußens.

Die Straßen von trabenden Herden, von Lastschlitten mit Sack und Pack versperrt. Winkeltinder hilflos im Schnee, bis ein Feldgrauer sie weitertrug. Auf einem flachen Lastauto, fast erstickend unter der Last der frostschießenden Lederplane, wimmernd, röchelnd, zwei Duzend Greise und Greisinnen. Alte Bauern, die vor den deutschen Offizieren niederknien und verzweifeln um Hilfe flehen. Und in der Ferne das siegestrunkene „Urraha“ der Kosaken. Wenige Jahre später flattscht sich der gute deutsche Michel bei den Chören der Donkosaken in Deutschland schon wieder die Hände wund.

Manneszucht nur bei der russischen Garde, in deren Kavallerie viel deutscher Baltenadel diente. Die russischen Linienoldaten, namentlich aus dem Innern des Reichs, oft wie bössartige jugendliche Kretins.

Ganze Zimmerwände waren, wo man die Kerle austräucherte, nach den Beobachtungen des Verfassers, sinnlos mit Honig beschmiert. Im Schnee aus abgehauenen Gänseklöpfen der Namenszug des Zaren. Einen blauen Schokoladenautomaten hatten sie, aus Angst vor einer deutschen Höllenmaschine, behutsam abgebrochen und vor die Stadt aufs freie Feld getragen.

Im Bett eines Gutsbesizers liegt mit Fraß und weißer Binde ein verwesenes Schwein. Im Wohnzimmer ist der große Teppich zusammengerollt. Darauf ein Zettel mit der eleganten französischen Inschrift: „Surprise pour madame!“ „Kleine Überraschung für die Dame des Hauses.“ Der Inhalt: menschliche Extremitäten. Alle Klaviere als Aborte benutzt und der Deckel wieder zugeklappt. Sonderbare, im Rarpen-teich festgefrorene altmodische Kleiderlappen und einzelne Gebeine aus der aufgesprengten Ahnengruft der nahen brandgeschwärzten Schlossruine. Im Stall liegen die Kühe verhungert mit zugebundenen Schnauzen vor den heugefüllten Krippen.

Ja — warum ist man denn nicht schon früher nach Deutschland gekommen, Brüderchen? Hier kann man sich ausleben! Aber was

ist das? Ein dumpfer, immer stärker wie ein Wintergewitter grollender Donner in der Ferne! Herr — erbarme dich! Der Russen-schreck naht! Hindenburg — die Russen sprechen den furchtbaren Namen wie Hindenburg oder wie Chindenburg aus — Chindenburg kommt!

Lange und heimlich ist der dritte Donnerschlag in Ostpreußen vorbereitet. Wer in den Januarwochen durch die weiten, leeren Wälder an der Front fährt, sieht da plötzlich viele Hunderte gegen Fliersicht gedeckte, nagelneu aus Bayern gekommene Holz-schlitten im Schnee stehen. In den Batteriestellungen gähnen noch vielfach altmodische Geschütze. Aber in den grauen Leinwandplanen hinter ihnen bergen sich nagelneue Schnellfeuerhaubitzen. Die Granaten häufen sich in Stapeln daneben am Boden. Und von Westen rollen die Züge ohne Unterlaß und bringen eine neue Armee heran. Und, mehr als eine Armee: Hindenburg als Führer.

„O Hindenburg, o Hindenburg,
wie schön sind deine Hiebe!
Du siegst nicht nur zur Sommerzeit,
im Winter auch, wenn's friert und schneit . . .“

7.—14. Febr.
1915

Die Truppen singen es nach der Melodie „O Tannenbaum“, während sie zur Winterschlacht in Masuren antreten. Sie marschieren, von Hindenburg beflügelt, auch jetzt, bei schneidender Kälte, in tiefem Schnee bis zu 40 Kilometer täglich. Man kann auch mit den Beinen siegen.

Denn Hindenburgs Plan ist es, durch schnelle und ungeheure Marschleistungen den schwerfälligen Moskowiter auf beiden Flügeln zu umfassen, ihm den Rückweg abzuschneiden, ihn in den riesigen Wäldern an der russischen Grenze, zwischen Lyda und Augustowo, in einem nordischen Cannä einzufesseln.

„Dauernd verfinsterte dicht fallender Neuschnee, von Oststürmen gepeitscht, die Luft“, schildert als Mitkämpfer Hauptmann v. Redern. „Nur ab und zu vermochte die Sonne das Gewölk zu durchbrechen, um bald darauf in neuem Schneesturm zu verblasen. Die Pferde konnten die schweren Fahrzeuge nicht ziehen. Mit Menschenkraft mußte nachgeholfen werden. Naturgemäß mußte, in erster Linie die Artillerie nachgebracht werden. Schon lange waren die Berpflegungsfahrzeuge zurückgeblieben. Die Truppen mußten aus dem Lande leben, soweit die abziehenden Russen überhaupt noch etwas Ekbares zurückgelassen hatten.“

Wie üblich bezeichneten in Flammen aufgehende Ortschaften die Rückzugslinie des russischen Gegners. Es war ein schauerlich-schönes Bild, wenn wir in die Dunkelheit hineinmarschierten und rings am Horizont lohende Gehöfte und hell brennende Dörfer uns den Weg beleuchteten. Diesen Mordbrennern mußten wir an den Kragen! Das war der einzige Gedanke, der uns ohne Rast vorwärtstrieb.“

Das Städtchen Schirwindt loberte. Nur das Kriegerdenkmal von 1870 schonten die Russen merkwürdigerweise hier wie überall. Vorwärts! Alles kommt auf ein wie ein Uhrwerk ablaufendes Ineinandergreifen der einzelnen, viele Tage lang gegen Russen, Schnee und Nordsturm ringenden Truppentkörper an.

„An Stelle der elektrischen Funkenwellen“, schreibt der Generalstab des Feldheeres, „durchsegelten die Flieger die Luft. Böllig erstarrt landeten sie ihre eisüberzogenen Maschinen auf dem knüppelhart gefrorenen Boden. Ein deutscher Soldat kennt das Wort ‚unmöglich‘ nicht. Wenn auch die Kraftwagen im tiefen Schnee steckenblieben, wenn auch die soeben gelegte, viele Kilometer lange Fernsprechkleitung durch den Sturm oder die Schneelast zerrissen wurde, wenn auch so manchem braven Kavalleriepferd im meterhohen Schnee unter seinem Reiter die Lunge versagte — die Meldungen kamen, dank der jähren Ausdauer der Überbringer, an ihr Ziel.“

Bei eisigem Schneesturm, der die Gewehrmündungen vollwehte und das Wasser der Maschinengewehre einfrieren ließ, wurde End den wütend kämpfenden Sibiriaten entrisen. Auf dem Marktplatz, inmitten der brennenden Häuser, umringen die Regimenter in wildem Kriegesjubel den im Kraftwagen eingetroffenen Obersten Kriegsherrn.“

Schon läßt der weichende Russe seine endlosen Bagagezüge im Stich. Er vernichtet in Hunnenwut seinen eigenen Proviant.

Es „hatten die Russen, als sie sich verloren sahen, die Säcke von den Fahrzeugen heruntergerissen, sie aufgeschnitten und alles wahllos auf die mit tauendem Schnee bedeckte Straße verstreut. Bis an die Knöchel watete man in Zucker, Hafer, Tee und Röstbrot. Beim Anblick der Bagagewagen bekam man einen Begriff, wie die Russen in Ostpreußen gehaust hatten. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, hatten sie mitgehen heißen: Damenhüte mit großen Federn, Damenkleider und Blusen, Nähmaschinen, Grammophone, aus dem Rahmen geschnittene alte Bilder und Stiche, Geweihe und Gehörne, Kunstgegenstände aller Art, Schreibmaschinen“

Das sind Tatsachen! Werden diese Tatsachen jezt endlich einmal der Welt verkündet? Der Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg, das auswärtige Amt in Berlin verharren in mattem Schweigen. Ungehindert geht die „belgische Greuelpropaganda“ weiter ihren Lügenweg über die Welt. Von ostpreussischer Wahrheit erfährt kein Mensch etwas.

An einzelnen Stellen kämpft der Russe noch mit dem Mut der Verzweiflung. Eine Bataillonsfahne des 4. westfälischen Infanterie-Regiments Graf Barfuß Nr. 17 wird erst nach Tagen unter einem schirmenden Leichenhügel selbstgrauer Helben wiedergefunden.

Aber die Vernichtung geht ihren Gang, das Kesseltreiben im Wald von Augustowo beginnt. Halb verhungert und erfroren ergeben sich die Feldbraunen in ungezählten, zu Tod erschöpften, nur noch „Bissle Brot!“ stammelnden Herden den Feldgrauen.

„Nicht enden“, schreibt ein Augenzeuge, „wollte der erdbaune Zug der Massen. Wieviel Russen tot blieben, wird man vielleicht

nie erfahren.“ Aber Feldmarschall v. Hindenburg meldet dem Kaiser: 110 000 Gefangene mit 300 Geschützen und unzählbarem Kriegsgerät.

Der noch während der Schlacht geflüchtete Oberbefehlshaber Sievers vergiftet sich in Petersburg. Der Zar sieht zum drittenmal seine Armee durch Hindenburg vernichtet. Nun hat sich hier der Moskowiter die Finger genug an Feldmarschall und Feldgrau verbrannt.

Ostpreußen ist frei. Ostpreußen bleibt frei!

22

Im Westen

Auch im Westen eine Winterschlacht — gleichzeitig mit dem Gottesgericht in Masuren — längs der Wisne, wo im Herbst des Vorjahrs die deutsche Armee nach dem kurzen Rückzug von der Marne sofort wieder kampfbereit aufmarschiert war, und weiter nach Westen — die Schlacht in der Champagne, an der namentlich auch sächsische Truppen ruhmvollen Anteil nehmen.

Blutgetränkt, dieser Kreideboden, seit Jahrtausenden. „Aus weißem, bröckligem Kalkstein“, schildert es ein Beschauer, „sind die Höhen aufgebaut, nur mit einer dünnen Humusschicht überkleidet. Jeder Granateneinschlag legt das leuchtende Gestein bloß. Das wasserarme Land trägt spärlichen Pflanzenwuchs. Kümmerliche Riesen, oft verwachsen und verkrüppelt, in schmalen langen Streifen wie Eisenbänder, die sich über einen buckligen Schild spannen. Zwischen den Waldstücken weite Flächen von Wiesen und brachliegenden Feldern. Sie trugen zur Zeit der Winterschlacht zwischen gelbgrünen Moosen die weißen Sterne der Christrosen und glühen zur Sommerzeit im Blutmeer purpurnen Mohns. Das ist die Glanzzeit der ‚Lausechampagne‘.“

Wütendes Trommelfeuer des Feindes fegt schlagartig los.

„Von den deutschen Hindernissen“, schreibt der Generalstabshauptmann Arndt v. Kirchbach, „ragten nur noch einzelne rostige Eisenstücke aus dem wunden, zerwühlten Erdreich. Dort standen die friesischen Bauern wie die roten Felsen in brandender Nordsee. Da geschah das Furchtbare: Mitten hinein ertönt das Krachen von zwei mächtigen Explosionen. Gewaltige Erdmassen wirbeln empor und verdunkeln zeitweise lange Strecken der vorderen Linie. Eine unheimliche Stille folgt.“

Was sind das für Gestalten, die dort über die Höhe huschen? Das sind doch Franzosen. Warum schießt niemand? Kein Zweifel: der Feind hat durch Minensprengungen Teile der vordersten Stellung vernichtet! Jetzt vorwärts, Radfahrer, Burschen und Röcke — jeder Arm, der ein Gewehr greifen kann! Die Herren Kompanieführer hierher zu mir! Wir dürfen den Franzosen nicht Zeit lassen! Jede Minute ist kostbar! Die Trichter müssen wieder unser werden!“

21. Febr. 618
20. März 1915

Ein halb Duzend mal an diesem Tag werden in diesen wochenlangen Kämpfen Grabenstücke geräumt und mit dem Bajonett zurückerobert. Die deutsche Front ist ein elastisches, aber stähler-
nes Band.

„Alles schien sich gegen die heldenmütigen Verteidiger verschworen zu haben“, schreibt der Große Generalstab. „Schneeschlitten, mit Regen gemischt, peitschte der Wind über die kahlen Höhen. Jeder Granatrichter füllte sich mit Wasser, und zäher, breiiger Schlamm bildet sich auf der Sohle der halb verschütteten Gräben. Keine Möglichkeit, sich zu wärmen, durchnässte Kleider, eiskalte Füße, Finger, die sich kaum um den Schaft des Gewehrs spannen konnten, oft keine Möglichkeit, Stroh oder warme Verpflegung vorzubringen, und doch der unerschütterliche Wille, nicht lebend den anvertrauten Posten preiszugeben. Kein Wunder, daß außer den blutigen Verlusten auch Krankheiten die Reihen lichteten, wiewohl in der Unterdrückung körperlicher Leiden, im Aushalten trotz schmerzender Glieder, Versagens der Stimme, brennenden Fiebers, Übermenschliches geleistet wurde.“

Allmählich ebhte die Wut der vergeblichen französischen Angriffe. Langsam vergroßte die Schlacht in der Champagne. Auf den Höhen, in den Tälern lagen 45 000 Franzosen tot und verwundet, Deutsche ein gutes Zehntel weniger. Die Deutschen standen, wo sie am Anfang der Schlacht gestanden hatten.

„Wie aber sah es ringsum in der Stellung aus? Von den Gräben waren nur noch breite Mulden geblieben, in deren zähem, grauem Schlamm ein Vorwärtskommen kaum möglich schien. Das lockere Gefüge des Gesteins war durch Geschosseinschläge zerschlagen, durch dauernd niedergehenden Regen aufgeweicht. Überall verbreitete sich jener zähe Champagneschlamm, der jede Bewegung lähmt, der überall nicht nur Anzug und Ausrüstung, sondern auch Gesicht und Hände mit einer fahlen Staubkruste überzieht. Er schloß sich als unheimliches, namenloses Grab über die Leichen der Gefallenen — über Freund und Feind. Keiner lehrte aus dieser Hölle zurück“, schließt der Große Generalstab, „der nicht um Jahre gealtert wäre.“

Das war die Winterschlacht in Frankreich. Die erste große Abwehrschlacht. So manche werden ihr in den nächsten 3 Jahren folgen. Sie gleichen einander. Sie sind der blutige Wellenschlag des Stellungskriegs, der, wildbewegt, doch immer auf der gleichen, hin und her schaukelnden Linie brandet. Die beiden Fronten mahlen aneinander wie Mühlsteine, mahlen da und dort Stücke zu Staub, drücken vor, geben nach. Kämpfen zähneknirschend, mit furchtbaren Opfern, um die Brennpunkte des Völkerbrandes im Westen, die bald jedes Kind daheim mit bangen Augen liest und kennt: um die Ruinen von Ypern, um die Zuckfabrik Souchez bei Arras, um die Lorettohöhe und um den Damenweg in der Champagne, um die Köpfe „Totes Mädchen“ in den Argonnen, um den Hartmannsweiler Kopf im Elsaß. Aber unbeugsam steht die deutsche Macht im Westen von der Burgundischen Pforte und

dahinter den uneinnehmbaren, siebenstöckigen Betonkellern Belforts bis da, wo die Nordsee die letzten Kampfstätten umspült.

„Der Stachelbraht lief an dem Ufer entlang in das Salzwasser des Meeres hinein“, schildert der englische Minister Churchill seine Eindrücke eines Besuchs in den französischen Schützengräben von Flandern. „In dem Stachelbraht hingen tote, mit Seetang bedeckt, die täglich von der aufsteigenden Flut benetzt wurden, bis sie schließlich vermoderten. Andere wieder lagen in Gruppen zu zehn oder zwölf zusammen am Fuß der Sandhügel, beim Angriff hingemäht, während Haltung und Gebärde des Vorwärtstürmenden noch deutlich zu erkennen waren. Diese Toten lagen dort schon Monate, allmählich bedeckte sie der Sand und verwischte ihre Konturen. Es war, als wenn die Natur sie in ihre Arme zurücknahm.“

Churchill fährt nachts über den Kanal heim. Das ist nicht mehr das „merry Old England“ — das kreuzvergnügte alte England! Das ist ein geschäftig durcheinandertribbelnder Ameisenhaufen. Der Briten ist nicht mehr nur, wie bei Ausbruch des Kriegs, ein frischer Sportcharakter, der allenfalls noch eigenhändig bogt, aber es unter seiner Bürde findet, ein Repetiergewehr in die Hand zu nehmen, sondern derlei Arbeit seinen bewaffneten und bezahlten Leibwächtern überläßt.

August 1914

Das war das Heer von alterproben Berufssoldaten, das im Vorjahr in Flandern landete und nun zum guten Teil schon unter dem grünen Rasen liegt. Das war Englands erste Armee. Jetzt folgt die zweite: das Aufgebot der Kriegsfreiwilligen. Das dritte Heer, mit dem Feldgeschrei: „Der Gentleman steht stramm!“ — das Heer der allgemeinen Wehrpflicht — wird bald folgen.

Anfang 1915

26. Januar
1916

Vorläufig rührt Englands erster Krieger, rührt Horatio Herbert Kitchener, mit dem Schlachtnamen Lord von Khartum, die Werbetrommel für die Kriegsfreiwilligen Großbritanniens. Das ist, wie wenn Wallenstein im Dreißigjährigen Krieg seine Völker ruft. Verbrecherisch im großen Stil Lord Northcliffes Presse-Weltpropaganda. Hinreißend die riesigen, über die Erde verstreuten Werbeplakate. Seelensicherer Blickfang für das Auge des „Mannes auf der Straße“.

Eine endlose Flut neu eingekleideter Rekruten. Eine einzige mannsbreite Lücke, auf die ein Blick zuckt mit der Überschrift: „Dein Platz!“ Ein ausgereckter Zeigefinger, genau auf den Beschauerweisend. Dahinter Kitcheners schnurrbärtiger Bulldogkopf und 3 Worte: „Dich braucht Kitchener!“

Eine begeisterte Lady in Südafrika rüstet aus eigener Tasche 100 Freiwillige zum Kreuzzug wider die Hunnen aus. Britische Frauen und Mädchen gründen Reserve-Ambulanzkorps in Uniform mit maleischem Schlapphut. Schon fangen sie an, jungen Männern, die, den Schläger unter dem Arm, auf den Tennisplatz, statt zu Kitchener trotten, auf offener Straße Nachthaube und Schürze zu überreichen.

Aber sie kommen zu Kitchener, die Freiwilligen Großbritanniens! Es entsteht im Mutterland eine neue, von einem andern Geist befeelte Streitmacht — die Kitchener-Armee, in einem gewissen Gegensatz zu der alten, in Frankreich stehenden „French-Armee“, was nicht französische Armee, sondern die Truppen des dort befehligen- den Marshalls Sir John French bedeutet.

1852—1925

Schon gleich nach Kriegsausbruch war bei Kitchener ein General Lord Dundonald erschienen. Er wußte ein Hausmittel, den Weltkrieg zu gewinnen, aus der Hinterlassenschaft seines Großvaters, des Admirals Cochrane! Es handelt sich darum, den Feind aus seiner Stellung durch giftige Gase zu vertreiben!

Anfang
Sept. 1914

„Lord Kitchener“, schreibt Lord Dundonald in einer geheimen Denkschrift, „erwiderte mir sofort, er glaube nicht, daß der Plan für den Landkrieg von Nutzen sein könne, und da der Erfinder ein Admiral sei, so halte er es für besser, denselben der Admiralität zu unterbreiten!“

Dort begriff Winston Churchills beweglicher Geist sofort die Tragweite des von dem längst verstorbenen Admiral schon vor einem Jahrhundert erwogenen Kampfmittels. Dessen Enkel überbrachte ihm „die historischen, bisher geheimgehaltenen Papiere“ mit einer Überschrift des Erfinders: „Alle Befestigungen können unwiderstehlich bezwungen werden durch Schwefelgase, die massenhaft auf der Windseite der Befestigungen entwickelt werden.“

1811
Mitte
Okt. 1914

Churchill war begeistert. Er vermied nur den Ausdruck giftige „Schwefelgase“! Er befahl sofort, mit dem Bau von „Rauchentwidelungstarren“ zu beginnen, die von Panzerkraftwagen vor die Front geschleppt werden sollten!

5. April 1915

„Ich habe großartige Versuche zur Erzeugung künstlichen Rauchs gesehen, die nach meinen Anweisungen vorgenommen sind“, schreibt er an den britischen Generalissimus in Frankreich, Sir John French. Und schon Monate vorher in einem Bericht an die englische Regierung: „Drittens halte ich es für erforderlich, das Kampfmittel künstlich erzeugten Rauchs (d. h. Schwefelgases) systematisch und großzügig zu entwickeln!“

10. April 1915

5. Jan. 1915

Es ist hiermit durch das eigene Zeugnis der vornehmsten leitenden Männer Englands dargetan, daß sich ihr Land schon seit Jahren, lange vor andern Völkern, mit dem Gedanken der Giftgaserzeugung im Krieg beschäftigte!

Erst nach allen diesen Vorbereitungen des Gaskriegs durch England wurde von deutscher Seite in den Kämpfen um Ypern zum erstenmal aus Stahlflaschen Gas abgelassen. Es war ein unsicherer und gefährlicher Versuch. Denn ein Umschlagen der Luftströmung trieb den unsichtbaren Nebel in die eigenen Linien zurück, und jetzt, in der wärmeren Jahreszeit, wehten an der Westfront von den Meeren her hauptsächlich Südwestwinde, also den Deutschen gerade ins Gesicht.

22. April 1915

Den Franzosen war es vorbehalten, die Giftgase, die sie schon bei Kriegsbeginn in ihren Granatenfüllungen hatten, als Kampfmittel in den Weltkrieg einzuführen. Sie füllten sie in eigene Gasgranaten, die ohne Rücksicht auf die Windrichtung abgeschossen werden konnten und, in den deutschen Linien zerplatzend, ihre tödlichen Schwaden ausspien, nachdem schon seit Beginn des Kriegs die mit Phosphor geladenen französischen Brandbomben und die englischen, mit Pikrinsäure gefüllten Granaten unzweifelhaft erstickend und vergiftend gewirkt hatten.

Nun erst wurde das furchtbare „Grünkreuz“, das die Lungen zerstörte, die sofort tödliche Blausäure, das augenschädliche Brom, das auf die oberen Luftwege wirkende „Blaukreuz“, das die Haut entzündende Senfgas Hauptkampfmittel der unglückseligen weißen Menschheit.

Es gab im Weltkrieg etwa 800 000 Gasverletzte, darunter 79 000 Deutsche. Die Zahl der Todesfälle war verhältnismäßig günstig, ungefähr 2 von 100. Aber die Nachwirkungen der Vergiftung verfolgten die Betroffenen manchmal noch jahrelang. Viele konnten und können sich zeitlebens nicht davon völlig erholen.

Alle Großmächte haben im Weltkrieg Giftgas hergestellt und verwendet. Alle Völker der Erde dürfen es auch heute noch in beliebiger Menge erzeugen. Deutschland allein sollte es nicht! Seine Frauen und Kinder waren, laut Artikel 171 des Versailler „Friedens“, wehrlos dem Tod durch Gasbomben über die Städte treuende feindliche Luftgeschwader preisgegeben. Der Bau von Kampflugzeugen, um sich dagegen zu wehren, war Deutschland im Artikel 198 verboten!

Eine andere neue Waffe — neu und doch alt! Jetzt begreift man wieder, warum Friedrichs des Großen martialische Schnauzbärte mit den hohen Blechmützen, die Grenadiere, die „Granatierer“ hießen. Die mit der Rechten geschleuderte, erst roh behelfsmäßige, dann als Kugel oder Diskus geformte Handgranate wird zur Hauptwaffe des Nahkampfes im Graben- und Trichterkrieg. Sogar in ganzen Bündeln auf einmal mit verheerender Wirkung geworfen. Als endgültige Kriegsform erscheint bald die Stielhandgranate mit abreißbarem Zeitzünder an einer Tragschleife, die auf Entladung drücken beim Feind eingestellt ist.

„Es war meine Spezialität, die feindlichen Handgranaten aufzufangen“, erzählt aus seinen Kriegserlebnissen in der graugrünen Uniform und mit dem Hahnenfederhut eines Versagliere der damalige italienische Kriegsfreiwillige Benito Mussolini, „und noch bevor sie trepierten, wieder zurückzuschleudern. Ein gefährliches Spiel! Aber es gelang mir immer, sie aufzufangen und wieder hinüberzuwerfen. Später brachte ich dann den Soldaten das richtige Anzünden der Bomben bei. Man mußte den Zünder mit der Zigarette anzünden, denn die Zündhölzer brannten nicht lange genug, und dann mußte man sie nach eine

Zeitlang angezündet in der Hand halten, denn wenn man sie zu früh warf, konnten sie von den Feinden zurückgeworfen werden. Die armen Soldaten — sie zitterten und klapperten mit den Zähnen, wenn ich laut die Sekunden von eins bis sechzig abzählte. Aber ich schaute ihnen fest in die Augen: Rührt euch nicht — hört ihr! Wenn ich Pos! kommandiere, dann werft alle zusammen! —

Mechanisch geschleudert weiter noch die **Bur f m i n e n**. Der Lufttorpedo. Im Osten anfangs manchmal mehr als primitiv: eine mit Sprengstoff gefüllte blecherne Konservendose von einem durch einen Strid krummgebogenen und durch dessen Zerschneiden gestreckten Holzbrett in die Luft geschleudert. Dann die Minenwerfer, die Mörser, zuerst in der vordersten Stellungen und vom Umfang kleiner Hunde, bald auch kurze, plumpe Ungeheuer, die aus riesigen Schlünden steil den Himmel anbellten.

Eine kuriose Erfindung gleich zu Anfang des Kriegs die französischen **Fliegerpfeile**. Das waren etwa zwei Finger lange, nadelspitze Metallstifte, in der hinteren Hälfte ausgehöhlt, vorn massiv, so daß der Pfeil, aus einem Flugzeug geworfen, durch sein eigenes Schwergewicht die senkrechte Richtung auf die Erde innehielt. Viel Schaden richtete er da unten nicht an, nicht einmal unter dem Heerestroß, zu dessen Verwirrung bei Mensch und Tier er hauptsächlich bestimmt war. Merkwürdigerweise spießten sich die Dinger, wenn sie trafen, meist in den Fuß. Manchmal lägen sie streckenweise wie Hagelschloßen auf den Straßen Belgiens. Dann verkümmelten sie sich bald ganz und sind heute als Erinnerungsstücke selten.

Beim Offizier verschwindet der unhandliche Schleppsäbel im Schützengraben. Er trägt statt dessen, auch hinter der Front, eine kurze Art Dolch. Sein Freund im Kampf ist die **Ischüssige Browningpistole**. Oft macht ihn in Nacht und Dreck des Grabenkriegs das Einglas im Auge den andern Feldgrauen als Vorgesetzten kenntlich.

Der „**Onager**“, die Steilwurfmaschine der Römer, kehrte im Weltkrieg in den Minenwerfern wieder, die Schlachtelefanten Hannibals in den Elefanten Hagenbeds, die in den Argonnen mächtige Baumstämme für die Feldbefestigungen an die Front schleppten. Auf Reittamelen kämpften Deutsche am Suezkanal und in Südwestafrika. Maultiere wurden für die neue deutsche Gebirgsartillerie als Tragtiere eingestellt, Sanitätshunde durchsuchten als Samariter das Schlachtfeld nach Verwundeten, Brieftauben flogen, Lastbüffel karren im Orient die Munition, auf Reiteseln trabten die Montenegriner in den Kampf. Die unvernünftige Kreatur half mit, Krieg zu führen. Aber im Westen stand der Krieg. Die Fronten waren verharrt und verknöchert. Unmöglich für Feldgrau hier, Rhafi und Blaugrau dort, trotz ununter-

geb. 1861
Anfang 1915

brochenen Kanonengebrülls, Maschinengewehrgehämmers, Handgranatengekrachs von der Schweiz bis zum Kanal — unmöglich, in dem ständigen blutigen Ringen um Armeestellungen und Grabenstücke eine Entscheidung zu erzwingen.

Schon war das Hauptquartier des Obersten Kriegsherrn nach Oberschlesien, in das walдумgebene Schloß des Fürsten Hans Heinrich v. Pleß, übergesiedelt. Der Schwerpunkt des Kriegs verlagerte sich für das Jahr 1915 nach dem Osten.

Dort wollten die Mittelmächte den Russen an den Hörnern packen. Dort mußten die Westmächte den Russen Hilfe bringen.

23

Gallipoli

Immer noch mangelte es in Deutschland in diesem Kriegswinter 1914/1915 an Munition:

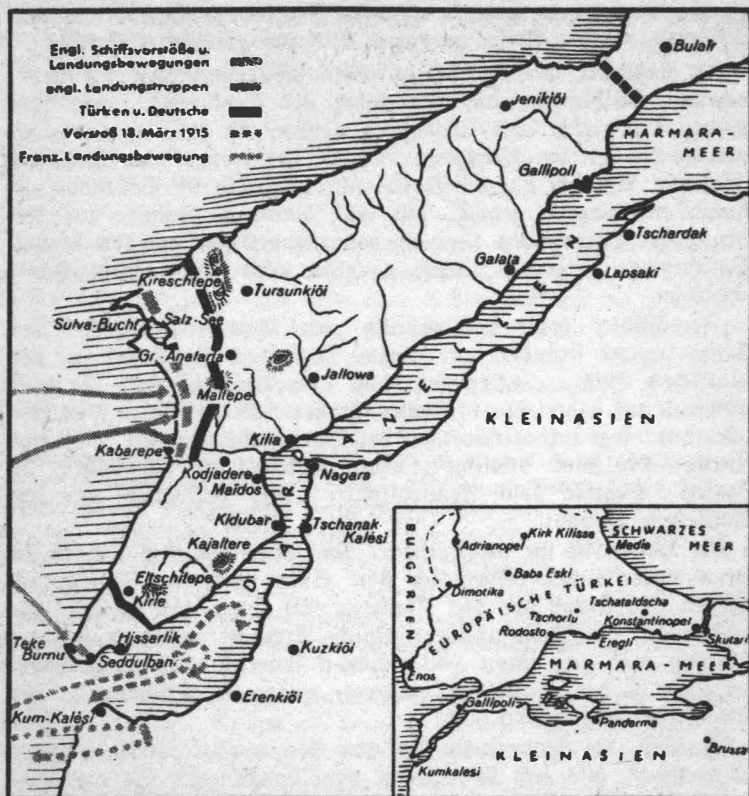
„Nur wer an verantwortungsvoller Stelle die Zeiten durchlebt hat“, schreibt der Generalstabschef v. Falkenhayn, „während deren im Welt- heer fast jeder einzelne Schuß gezählt werden mußte, der Ausfall eines einzigen Munitionszuges, der Bruch einer Schiene oder sonst ein blöder Zufall ganze Frontteile wehrlos zu machen drohte, kann die Schwierigkeiten beurteilen, die damals überwunden werden mußten — nur wer die beweglichen Klagen unserer prächtigen Truppen, die unaufhörlichen Bitten der Verbündeten hat anhören müssen.“

Und doch — was ist das gegen die Munitionsnöte der R u s s e n !

Die Russen haben ihren Mobilmachungsbestand von über 5 Millionen Granaten restlos verknallt. Sie brauchen jetzt täglich 45 000 Schuß. Sie erzeugen bei sich im Lande täglich 13 000. Aus dem Ausland bekommen sie, da die Ostsee und das Schwarze Meer gesperrt sind, höchstens zeitraubende Transporte aus Amerika durch den Stillen Ozean und Sibirien.

„Draußen“, notiert sich der französische Botschafter in Petersburg, Maurice Paléologue, nachdem er im russischen Kriegsministerium diese geheimen Zahlen erhalten, „an dem Himmel, der so mattgrau und trübe ist wie Zinn, segt ein eifriger Wind wütend über die Rewauser und hegt Schneewirbel vor sich her. Die winterliche Trostlosigkeit des großen Flusses war mir noch nie so furchtbar vorgekommen. Die Landschaft scheint alles Verhängnisvolle und Unverbesserliche, das der Geschichte des russischen Volkes innewohnt, auszudrücken.“

Dabei trennen nur 67 Kilometer Rußland von den heißersehnten Granaten! Länger sind die Dardanellen nicht, die wenige Kilometer schmale Wasserstraße vom Mittelmeer, das England und Frankreich beherrschen, bis zu dem Schwarzen Meer und Rußlands Häfen.



Die Türken und ihre deutschen Berater haben die tiefblauen Wogen der Dardanellen tobbringend mit Minenreihen unter Wasser geladen. Sie haben die europäischen und die asiatischen Uferhöhen mit Feuerschlünden gespickt. Den Strand mit Torpedobatterien unheimlich gesäumt. Der Riegel der Dardanellen muß mit Gewalt von der englisch-französischen Flotte gesprengt werden, die da draußen, Turm an Turm, Schlot an Schlot, unabsehbar zwischen einem Gewimmel von Lastdampfern, Schleppern, Löschfähnen, Levantinersegeln vor den griechischen Inseln ankert.

Der Angriff beginnt! 14 britische und 4 französische Riesenpanzer dampfen feuerspeiend gegen die türkischen Außenforts.

18. März 1915

„Die mächtigen Schiffe“, schreibt der englische Marineminister Churchill, „feuerten inmitten von Wasserfäulen aus allen ihren Geschützen. Die Forts, von hell aufleuchtenden Blitzen umzadt, waren in Wolken von Staub und Rauch gehüllt. Der Donner der Geschütze hallte von den Bergen wider. Die Zerstörer stürmen pfeilschnell hin und her.“

Alles das vereinigt sich unter dem klaren Himmel des Südens, auf dem tiefblauen, ruhigen Wasser zu einem Bild von unfassbarer Größe."

Ein plötzlicher Donnerschlag in diesem „feuerspeienden Narussell“, wie ein Mittkämpfer die Kreisfahrt der feindlichen Breitseiten nennt. Dann eine tiefe Stille, der weithin ein gedämpftes Hurra aus den Linien der Verteidiger folgt. Der französische Stahlriesen „Bouvet“ legt sich auf die Seite und taucht in 90 Sekunden, in Rauch und Qualm gehüllt, mit 600 Mann für immer auf den Grund der Dardanellen. Nur ein hellgrüner Ölfleck auf dem blauen Wasserspiegel zeigt die Stelle, wo eben noch das mächtige Schiff schwamm.

„Irresistible“ heißt auf englisch „der Unwiderstehliche“. Der Panzerkreuzer strandet, mit einem Minenloch im Leibe, an der asiatischen Küste. „Inflexible“ heißt „der Unbeugsame“. Er sackt todwund auf hoher See in flaches Wasser. Der mächtige Franzose „Gaulois“ setzt sich erschöpft an der Dardanelleneinfahrt selbst auf Grund. Der starke britische „Ocean“ ertrinkt in sich selber, im Ozean. Signale vom Admiralschiff: „Mit Bolldampf aus der Mausefalle heraus!“

Die Sonne ist im Untergehen. Die Deutschen und Türken in ihren Unterständen reiben sich den Sand aus den Augen und klopfen den Staub aus den Kleidern. Sie lügen. Sie weisen. Sie jubeln: da dampft die unüberwindliche Armada, wütend auf ihrem Rückzug noch aus ihren Hedgeschützen feuernd, auf Nimmerwiedersehen in das Mittelmeer hinaus, woher sie gekommen! Der Riegel der Dardanellen hält!

Churchill, die Wasserratte, hat zur See versagt. Kitchener, der Landknecht, gibt jetzt den Befehl zum Landangriff auf die Dardanellen.

Der Landungsplan ist schon lange vorbereitet. Ein bewaffnetes Völkergetümmel hat sich in Unterägypten gesammelt.

Französische Fremdenlegionäre aller Nationen — darunter viele verlorene deutsche Söhne, die man doch nicht an der Westfront gegen ihr einstiges Vaterland vorzutreiben wagt — und neuseeländische Freiwillige, britische Königsfüsilier neben breitschultrigen, dünnbeinigen Senegalnegern, indische Moslim und das 175. französische Linienregiment, Hochschotten in kurzen Röcken und wilde Dahomeynigger, Elsfässer in den himmelblauen Pluderhosen der Zuaven, Kreolen aus Martinique, die irischen Dublinfüsilier und das australische „Anzac“-Korps und englische Marineschützen und hohe, lichtbraune Sudanesen.

25. April 1915

Das alles segelt bei Sonnenaufgang eines Frühlingstags in einer Riesenflotte von 200 Schiffen, von allen Panzerkolossen und Torpedobooten und Minenfischern des Mittelmeers gesichert, wider die Dardanellen heran: 77 000 Streiter, darunter 17 000 Franzosen, aller Hautfarben, Rassen, Glaubensbekenntnisse der Welt.

20 000 Türken stehen an Land zu ihrem Empfang bereit. „Es war eine furchtbare Kraftprobe auf Tod und Leben“, schreibt Churchill, „die hier auf des Messers Schneide stand.“ Der Ausgang der Kämpfe auf Gallipoli konnte, wenn dadurch Rußland Trost, Granaten und Besttruppen erhielt, den Weltkrieg entscheiden. Verantwortungsvoll die Aufgabe des zum Oberbefehlshaber der Dardanellenarmee ernannten, aus der Darmstädter Garnison hervorgegangenen deutsch-türkischen Marschalls **L i m a n v. S a n d e r s**.

26. März 1915

1855—1929

G a l l i p o l i ist die auf dem europäischen Ufer den Dardanellen vorgelagerte, 80 Kilometer lange Halbinsel, in deren Südspitze die Verbündeten zu Lande beschloßen haben, um von da in wenigen Tagen schon auf trockenem Boden Konstantinopel zu erreichen.

„In der Hauptsache ausgefüllt durch ein ödes, kahles, karstädtisches Bergland“, wird die Landzunge geschildert. „Unfruchtbar, zerrissen, zerklüftet, mit schroffen Schluchten, steilen Felsen, steinigem Geröll, das bis auf 300 Meter ansteigt und mit steilen Hängen nach den Küsten abfällt. Die Entwässerung erfolgt durch eine Unzahl kleiner Bäche, die sich tief in den Kalkstein eingegraben und lehmigen Boden in die Täler gebracht haben. Dadurch sind kleine Ebenen und da, wo die Bäche das Meer erreichen, flache Uferstrecken gebildet worden. Das waren die gegebenen Einfallspforten für die landenden Engländer.“

Trostlos die Pflanzenwelt. Dürres Gras, niedriges Gieschen- und Dornengestrüpp, verkrüppelte Fichten, einzelne zerzauste Bäume auf den kahlen Höhen, in den Tälern einzelne Zapfensprossen und Gruppen von Olivenbäumen.

Das betriebsame Städtchen Gallipoli, das der Halbinsel den Namen gab, liegt in deren Norden an den Dardanellen. Vorfintflutlich die Straßen des Landes, nur für Kamellkolonnen und Büffelwagen brauchbar. Die bequemeren Wege zur See durch in die Meerenge eingedrungene englische Unterseeboote ständig gefährdet.

„Die Halbinsel Gallipoli wird mit stürmischer Eile befestigt“, hatte der britische Admiral dem aus London eingetroffenen Höchstkommmandierenden zu Lande gemeldet. „Tausende von Türken arbeiten die ganze Nacht wie die Biber an Schützengräben, Redouten und Stachelbraht. Die Deutschen haben offenbar die Türken fest in ihre Hand genommen, und alle jene Arbeiten werden von den Türken ganz famos gemacht.“

Die Landung: Die grauen, dicktürmigen Bugeleisen mit dem Union Jack und der Tricolore qualmen schwarz unter Dampf bei Sonnenaufgang in einem großartigen Aufmarsch zu Wasser rings um den Süden der Halbinsel.

26. April 1915

„Und nun“, schreibt als Mittkämpfer der deutsche General Hans Kannengießer Pascha, „beginnt um die vierte Morgenstunde herum eine ungeheure Kanonade auf die Küsten. Heraus aus den Rohren, was sie nur leisten können! Auf türkischer Seite scheint alles Leben erstorben. Kein Schuß fällt. Nichts zu sehen. Das Land ist derartig aufgewühlt,

daß kein Stein auf dem andern geblieben sein kann, alles ist in undurchdringlichen Rauch und Staub gehüllt, das Ganze ein brodelnder und kochender Hengesteßel, der unmöglich noch lebende Wesen enthalten kann. Feuernd gehen die Panzerschiffe näher heran. Nun werden Rutter, Motorboote, Pinassen, Leichter mit den Truppen beladen und in Schleppzüge formiert. Sie nähern sich unter dem Schutz der feuernden Panzerschiffe der Küste — immer noch Totenstille auf dem Lande.

Die Schleppzüge schwenken ein. Offiziere und Mannschaften müssen ins Wasser springen, um watend das Ufer zu erreichen. Die vordersten Teile streben bereits dem Lande zu. In diesem Augenblick sieht, für die Landenden ganz überraschend, ein rasendes Feuer aus Gewehren, Geschützen, Maschinengewehren ein. Die als Tretminen frisierten Torpedoköpfe explodieren. Man stürzt über Stolperdrähte unter Wasser."

Der englische Befehlshaber Sir John Hamilton berichtet selber: „Ein grauenhafter Hagel, ein Wirbelwind von Stahl und Feuer segt über den Strand."

In 10 Buchten der Halbinsel zugleich stapft das vielfarbige Völkergemisch aus allen 5 Erdteilen durch das seichte Uferwasser heran, während „unter stärkstem Feuer in rasender Fahrt" zugleich 2 Dreadnoughts der Mittelmeerflotte 6mal vergeblich gegen die Dardanellenpforte anlaufen.

Irische Füsilier, die von einem Transportschiff aus auf einer Art Pontonbrücke ans Land streben, fallen und ertrinken zu Hunderten. Matrosen aus Plymouth ringen im Handgemenge mit anatolischen Landstürmern. Von „des Königs Borderers" Schotten ist nach vielstündigem Bajonettkampf am Abend nur noch die Hälfte am Leben. Die Australier und Neuseeländer ringen mit Nägeln und Zähnen mit den Türken um eine beherrschende Höhentuppe. Die französische Fremdenlegion verblutet sich im Nahkampf mit geschwungenem Gewehrkolben. Eine ganze Nacht hindurch heulen in einem brennenden Städtchen die Senegalneger im mörderischen Straßentkampf und werden, gefangen, bei Tagesanbruch durch das Feuer ihrer eigenen Schiffsgeschütze „kurz und klein" geschlagen.

Jeder, der Weiße wie der Wilde, weiß, daß es hier vielleicht um die Entscheidung des Weltkriegs geht! Nicht umsonst hat der britische Generalissimus vor der Schlacht einen Armeebefehl erlassen: „Soldaten Frankreichs und des Königs! Vor uns liegt ein Abenteuer ohne Vorgang in der neuzeitlichen Kriegsführung!"

Nicht umsonst schreibt Kannengießer Pascha von der ebenso kühnen wie umsichtigen Schlachtführung des Marschalls v. Liman: „Das Gelingen des ganzen Feldzugs, ja das Bestehen des ganzen Reichs hing davon ab."

Unter dem heulenden Hagel der mannslangen Granaten aus den Feuereschlangen der Schiffstürme klebten schließlich doch die gelichteten weißen und farbigen Briten und Franzosen an den Küstenhängen.

„Hinter ihnen entwickelt sich das Bild eines betriebsamen großen Hafens. Ein unablässiges Kommen und Gehen der Boote, Leichter, Pinassen und Rutter aus einem Wald von Masten her. Menschen, Munition, Proviant, Schanzmaterial, tragbare Drahthindernisse, Stahlblenden, Geschütze häufen sich am schmalen Strand. Aber alles hinfort geht das dauernde Pfeifen und Surren der Schiffsgrenaten, die in die türkischen Linien einschlagen.“

Aber — und das entscheidet schließlich die viele Monate langen Kämpfe auf Gallipoli — diese Stahlzylinder aus den baumlangen Flachbahngeschützen der Panzertürme sind darauf berechnet, waagrecht dicht über den Wellen die niedrige feindliche Schiffswand zu treffen. Sie können nicht in steilem Bogen, so wie die schweren Haubizen und Mörser des Landheers, über eine Höhe hinweg den dahinter unsichtbaren Gegner erreichen. Daher besitzen die Landungstruppen immer weniger Rückhalt an der Flotte, je weiter sie sich in das unwirkliche, kuppen- und schluchtenreiche Innere der Halbinsel vorarbeiten.

„So finden die schweren Tage der eigentlichen Landungskämpfe“, schreibt Kannengießer Pascha, „die auf beiden Seiten in fieberhafter Erregung Höchstleistungen menschlicher Hingabe brachten, ihren Abschluß. In unerhörter Hestigkeit aber tobt die Schlacht weiter. Denn die Engländer wollen [das Innenland] haben, die Türken den Seestrand.“

Bis 14 Tage nach der Landung der britische Generalissimus nach London meldet, daß er ohne Verstärkungen nicht weiter vorwärtskommen könne!

Zu ungeheuerlich seine Menscheneinbuße in dieser wütenden, wochenlangen Völkerschlacht von Gallipoli. Die Westmächte selbst bekannten sich zu einem Verlust von 15 000 Briten und 4000 Franzosen — also ein Drittel ihres gesamten Heeres. Auf deutsch-türkischer Seite berechnete man das Dreifache an Franzosen — also die volle Hälfte des Landungskorps — an Toten und Verwundeten! Noch nie im Weltkrieg hatte der Tod so gierig über die ganze Erde zugleich hingegriffen — von den Tudorschlossern britischer Lords bis zu den Palmenhütten der ehemaligen Menschenfresser von Dahomey, von den lärmenden Pariser Boulevards bis in das große Schweigen der australischen Buschsteppen.

Ein neuer Schlag: In dunkler Nacht ereilt vor den Dardanellen den britischen Panzerriesen „Goliath“ der Torpedotod aus der Tiefe dank dem Kapitänleutnant Gire. Und nun erst naht das Unheil: In 30tägiger Fahrt hat Kapitänleutnant Herfing mit seinem „U 21“, mit dem er schon im Vorjahr an der schottischen Ostküste einen britischen Kreuzer versenkt hatte, Europa umschifft und die Wasser von Gallipoli erreicht. Sein erster Schuß galt dem rasch kenternenden Panzer „Triumph“. Nach ihm wird das Schlachtschiff „Rajestic“ torpediert. Als drittes Opfer zu allgemeinem

9. Mai 1915

25. April bis
8. Mai 1915

12. Mai 1915

8. Sept. 1914

25. Mai 1915

Schreden der Dreadnought „Agamemnon“. Die britischen schwimmenden Kolosse können sich vor dem kleinen Ungeheuer der Tiefe nicht schützen. Sie dampfen hinaus auf offene See.

In England gab es einen Kriegsgassenhauer „We have the men, we have the ships, we have the money too!“ „Wir haben die Männer, wir haben die Schiffe, die Gelder haben wir auch!“ Nun ballte sich ein Gewittergewölk der Entrüstung über so viele verlorene Männer und Schiffe und das Heidegeld dazu.

„In der Sitzung des Kriegsrats“, schreibt der in allen Sätteln gerechte, hochgeborene Dilettant Winston Churchill, der es vom einstigen Husarenleutnant während der Kolonialkriege der Jahrhundertwende bis zum Marineminister in den ersten 10 Monaten des Weltkriegs gebracht hatte, „war die Stimmung äußerst schwül. Wir standen der Tatsache gegenüber, daß der Vormarsch der Armee auf Gallipoli endgültig zum Stehen gebracht war, daß das Heer sich in einer gefährvollen Lage befand, schwierig zu verstärken, noch schwieriger zurückzunehmen war. Die Flotte verhielt sich völlig passiv. Deutsche Unterseeboote liefen in das Ägäische Meer ein, wo unser ungeheurer Schiffsport zur Unterstützung der Dardanellenunternehmung völlig ungeschützt lag. Die Munitionskrisis war auf ihrem Gipfelpunkt angelangt. Rußlands Schwäche und Mißerfolge wurden mit jedem Monat deutlicher offenbar. Starke Beunruhigung und sehr schlechte Laune kennzeichneten die Besprechung.“

Ein Sündenbock mußte geopfert werden. Winston Churchill muß seine grauen Panzer und blauen Jungen anderen Händen übergeben. Lord Ritchener, dem sogar schon der Boden unter den Füßen schwankte, steht gleich wieder, als Trost Old Englands, fest mit seinen 6 Fuß Länge in seinen Schuhen und bekommt das linke blaue Strumpfband des Hosenbandordens.

Ende Rat
1915

Es wird ein Kabinett der nationalen Sammlung gebildet, das heißt, zu dem verbleibenden Premierminister Asquith und Sir Edward Grey und ihren Tories tritt der Sohn des Volkes, tritt der kleine, unheimlich gescheite und rührige Mr. Lloyd George. Er kommt von ganz links. Er hat noch wenige Jahre vorher auf Wahlschlägen die Peers des britischen Oberhauses als die Erben einer Handvoll Räuber bezeichnet, die vor 800 Jahren in England gelandet seien. Jetzt schließt er Frieden, indem er für den Krieg arbeitet. Denn David Lloyd George wird Munitionsminister, und die Masse der Munition wird immer mehr das Maß des Weltkriegs.

1911

Für Rußland aber liegen, nach den Kämpfen auf Gallipoli, die ersehnten Munitionsdampfer des Westens immer noch außer, halb der Dardanellen. Menschen hat es nach wie vor genug. Auf das Blut kommt es ihm nicht an. Aber auf das Blei . . .

Der Donnerkeil von Gorlice

„Auch in den Karpathen“, schreibt Hindenburg, „wird in dieser Zeit mit äußerster Erbitterung gefochten. Dort versucht der Russe auch über den Winter hinaus den Grenzwall Ungarns um jeden Preis zu bezwingen. Er fühlt wohl mit Recht, daß ein Einbruch der russischen Flut in die madjarischen Länder den Krieg entscheiden könnte. Der russische Großfürst wußte wohl, für welches hohe Ziel er von den Zarenheeren die furchtbaren Opfer auf den schwierigen Kampffeldern des Waldgebirges forderte.“

Mitte Januar
bis Mitte
April 1915

Unerbittlich jagt Nikolai Nikolajewitsch, Tag um Tag, die hilflosen Herden der bewaffneten Muschiks in den Tod. Die hinteren Reihen sind aus Mangel an Gewehren nicht einmal bewaffnet. Sie tragen statt ihrer Stöcke. Sie müssen warten, bis die Vorderen fallen. Dann bekommt der Hintermann den schon heißgeschossenen Lauf in die Hände.

Und sie fallen, die unglücklichen Feldbraunen, „wie die Gräser im Maien“. Es ist jetzt schon vielfach mangelhaft in russischem Schnee und Kälte daheim ausgebildeter Nachwuchs — er ist nur eilig auf Masse gedrillt. Und in diesen ungeübten, schwerbeweglichen, dumpf schicksalsergebenen Menschenklumpen mäht das Maschinengewehr.

Behe, wenn sie zurückgehen wollten! Kosaken mit geschwungenen Säbeln hinter ihnen! Von hinten tartätscht die eigene Artillerie mit Schrapnells in ihre Reihen. Vorwärts, Russe, stirb — vor und hinter dir Tobi! Das Leben für den Zaren! 100 000 Leben für den matten, fernen Zaren und seinen fürchterlichen Oheim, dessen bluttriefender Zeigefinger immer wieder über all die vereisten und verschneiten Leichenberge hinweg nach den Pässen, nach der Pusta, weist.

Niemand hat sie je gezählt — die Söhne des heiligen Rußland, die in dem monatelangen Gemetzel um die Karpathen verbluteten, erfroren, verhungerten.

„Von der Sonne und der weißen Fläche geblendet“, heißt es in einem Bericht, „ohne einen einzigen Schuß abzufeuern, endeten in den Karpathen unter dem Feuer feindlicher Artillerie binnen 6 Minuten 11 000 Mann.“

„Während der Fahrt über die herrlichen, tiefen Schluchten, in denen die roten Buchen neben grünen Tannen stehen“, beschreibt Prinz Ludwig Windisch-Graetz von der Evidenzabteilung des k. u. k. Generalstabs jetzt eine Frontfahrt Anfang Mai, „wehte der Frühlingswind einen schweren, penetranten Geruch in meine Rüstern. Raum von Erde bedeckt, lagen dort Hunderttausende von Leichen.“

Die Opfer Nikolai Nikolajewitschs waren vergeblich gefallen. Immer noch klang es von den Karpathenkämmen siegreich: Gott erhalte Franz, den Kaiser!

Siegreich mit deutscher Hilfe!

„Korsettstangen“ nannte die frische Soldatensprache die deutschen Heere, die an 5 Stellen in die Front der Truppen Habsburgs eingeschoben, deren lockerem, vielsprachigem und verschieden zuverlässigem Gefüge Halt gaben. So hatte, nach den Worten des Generalstabschefs v. Falkenhayn, das deutsche „Bestidentcorps“, „die wankenden Linien der k. u. k. Armee abgesteift“. Weiterhin in den Karpathen kämpfte die deutsche „Südmarmee“; in der Bukowina lagen deutsche Reitermassen im Schützengraben. Andere deutsche Truppenkörper waren geschlossen in den Nordflügel und in die österreichisch-ungarischen Reihen eingebaut, die, mit Krakau im Rücken, den zwischen der Weichsel und den Karpathen bis an die Zähne verschanzten Mostowitern ihre Zähne wiesen.

Mitte April
1915

Der Russe hatte sich in den wütenden Winterkämpfen jetzt völlig verblutet und verschossen. Aber er betrachtete die Kriegslage mit der Gelassenheit der „breiten russischen Seele“. Es war keine Gefahr, daß ihn die Österreicher angriffen! Er hatte sie ja bisher immer geschlagen!

„Allerdings machten sich“, schreibt v. Falkenhayn, „den Mittelmächten günstige Erscheinungen auf russischer Seite bemerkbar. Die ungeheuren Verluste, welche die Russen erlitten hatten, konnten nur durch die Einstellung schlecht ausgebildeter Leute ersetzt werden. Doch selbst in dieser Verfassung bedrohten sie die k. u. k. Fronten angesichts der nachlassenden Moral gewisser Teile der verbündeten Truppen in einer Weise, die auf die Dauer unerträglich war. Zerfetzungsercheinungen bei den Verbänden mit tschechischem und südslawischem Ersatz traten häufig zutage.“

3 tschechische Regimenter hatten bereits wegen Meuterei aufgelöst werden müssen. Die Wiener Landwehr begann „zu murren und zu revoltieren“. Dem 85jährigen Kriegsherrn, Kaiser Franz Joseph, durften diese Menetekel nicht gemeldet werden.

Aber das Unheimlichste: Überall hier in Galbasien unsichtbar der Verrat auf lautlosen slawischen Sohlen. Der Rastanjude und die Kellnerin, der Kornhändler und die Krankenschwester, der Schlossherr und der Bauer im Schafpelz, der Zigeuner und der Büroschreiber — mit wem waren sie heimlich im Bunde? Sie und andere — noch viel höher hinauf in das Reich der Uniformen und der Distinktionssterne am Kragen? Und oft nicht schnöder dreißig Silberlinge wegen — nein: in manchem Judas glühte der Fanatismus seines slawischen Bluts wider „Schwab“ und Ungarn.

So erklärt es sich, daß der deutsche Generalstabschef v. Falkenhayn selber offen schreibt: „Um die Geheimhaltung zu wahren, wurden die entsprechenden Vorschläge [zum Angriff] selbst dem k. u. k. Armeeoberkommando erst bekanntgegeben, als schon die Munitionszüge in der Richtung nach Galizien rollten!“

Und so gestaltet sich das groteske Kriegsbild, daß die zum Donnerschlag im Osten bestimmten Kerntruppen, darunter die preussische Garde, viele Bayern, drüben im Westen, im Hinterland,

wochenlang im Sturm auf die behelfsmäßig geschanzten Nachahmungen der wirklichen russischen Feldstellungen geübt wurden.

Nun war es so weit!

„Nun rollte in ununterbrochener Reihenfolge Zug auf Zug mit deutschen Truppen“, schreibt der Generalstab des Feldheeres, „Liebesgaben wurden von allen Seiten in die Züge geworfen. Auf den Bahnhofen empfingen junge Burschen und Mädchen die Militärzüge mit tausendstimmigen Hurras und nichtendenwollendem Tüchererschwenken. Auf dem Ader drehte sich der von der Last der Jahre gebeugte weißhaarige Bauer um, riß den Hut vom Kopf und winkte, in den Dörfern schwenkten junge dralle Mädels und alte Bäuerinnen mit ihren Schürzen, und in der Stadt eilte die Bevölkerung aller Stände auf die Balkone und an die Fenster, um den braven Vaterlandsverteidigern ein Lebewohl! oder Auf Wiedersehen! zuzurufen. Manche Gestalt im tiefen Trauerkleid sah man, manche Kriegswitwe, manche Mutter, die einen oder mehrere Söhne verloren hatte, manche Braut, die ihren Bräutigam draußen in Feindesland gefallen wußte, winkte uns nach, ihre guten heißen Wünsche begleiteten uns. Wohin? Das wußten wir nicht. Das Ziel war streng geheimgehalten worden.“

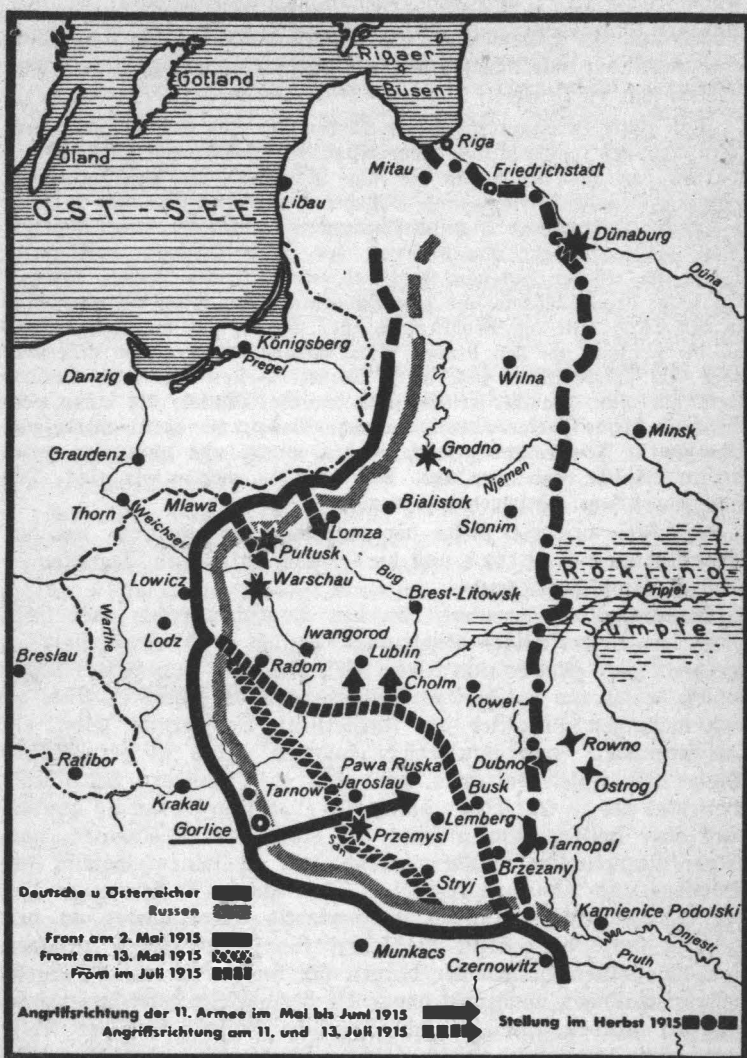
20.—26. April
1915

Das Ziel war die Mitte der russischen Schlachtfront, um das Erdölstädtchen Gorlice und die — nach galizischen Begriffen — jüdische Großstadt Tarnow.

Der Russe war gewohnt, von den Deutschen rechts oder links oder mit beiderseitiger Kneifzange umfaßt und eingekesselt zu werden. Hier ging er nun seiner Meinung nach ganz sicher. Rechts lehnte er sich an den breiten Wassergraben der Weichsel, links an den mächtigen Bergfried der Karpathen. Da konnte selbst ein „Chindenburg“ nicht hinterrücks kommen! Und in der Front? Dieser Westzipfel Galiziens war nicht eben, sondern bewaldetes Bergland bis zu 600 Meter Höhe, also etwa dem Odenwald ähnlich, und diese steilen Ruppen hatte der Russe seit 5 Monaten, nach seiner Überzeugung unüberwindlich, mit all seinem Geschick für Buddeln und Zimmern, befestigt. In 7fachen Reihen zogen sich die Schützengrabenstellungen stochwerkartig übereinander an den Hängen hin. Ausgebaute Bastionen für Flaktenfeuer sprangen vor. Maschinengewehrnesten bargen sich im Boden. Wie Dornengestrüppwäldchen wucherten davor die breiten Stachelbrautverhaue, gähnten Gräben, spreizten sich Spanische Reiter. Und der Russe hatte nicht etwa eine einzige solche „Vis-hierher-und-nicht-weiter-Stellung“ angelegt, sondern vorsorglich 3 derartige Verteidigungssysteme hintereinander.

Diese, in ihrer Hauptstärke wohl 50 Kilometer breite, Riesenverschanzung sollte mit stürmender Hand durchbrochen werden.

Hauptsache: Geheimhaltung im Lande des rollenden Rubels und der Spionage! Überraschend, in noch nicht einer Woche, wird alles aus Deutschland auf rollenden Rädern herangeschafft: die Truppen



— das Stückwerk — 700 Geschütze — neue Riesenmörser — Minenwerfer in Menge — Stapel von Granaten, Schrapnells, Wurfmijnen, Handgranaten, Infanteriepatronen. Pioniergerät, Sanitätskolonnen, Lebensmitteltroß.

In fliegender Eile wird alles angesichts des immer noch stumpfsinnigen, allmählich mißtrauisch werdenden Moskowitzers vorbereitet: kilometerlange Knüppeldämme zur Anfahrt der Artillerie,

Fernsprechleitungen, Brücken, Befehlsstände. Angriffsstärken für jeden kleinsten Truppenteil, Photographien aus der Luft durch die Flieger.

„Bis zum 1. Mai morgens war eine ungeheure Leistung vollbracht“, schreibt der Generalstab des Feldheeres. „Alles war bis auf das kleinste vorbereitet. Zwischen den schweren deutschen Wagen landesübliche Karren, auf denen ruthenische Bauern in malerischer, aber oft schmutziger Tracht die Rössen lenkten. Dahinter standen lange Tragetierkolonnen mit Munitions- und Rochlisten und nichtendenwollende Pferdereihen, denen man Tragesättel aufgelegt hatte. Fast wolkenloser blauer Himmel! Hinten bei den Batterien legte man die letzte Hand an die wohlgeordneten hohen Munitionsstapel, hier und da wischte noch einmal ein Kanonier liebevoll sein Geschützrohr aus. Im übrigen herrschte tiefe Stille auf dem ganzen Schlachtfeld — die Ruhe vor dem Sturm! Aber hinter Büschen versteckt, aus Unterständen hervor lugten Hunderte von Scherenferntrohren zum Feind hinüber.“

Dann dröhnen den Tag über, als Beginn der Durchbruchschlacht von Gorlice-Tarnow. Vereinzelt, scheinbar planlose Kanonenschläge. Die deutsche Artillerie schießt sich unauffällig auf ihre Ziele ein. Die deutsche Infanterie ruft nachts vor jeder neuen Kanonenfeuerwelle vieltausendstimmig, wie zum Angriff „Hurra“, um den Russen kopfscheu zu machen. Pioniere kriechen im Dunkeln auf allen vieren vor, lange Scheren in der Hand, und zünden lautlos Sturmgassen in die russischen Drahtverhaue.

Und jetzt steht die Morgensonne schon hoch am Himmel! Jetzt kommt die Überraschung des befehligenenden Generalobersten v. Madsen für den Großfürsten Nikolai.

1.—10. Mai
1915

2. Mai 1915

„Bei den Generalkommandos bis herab vorn zur Batterie“, schildert als Mittämpfer Graf Leonhard v. Rothkirch, „standen alle Artillerieführer mit der Uhr in der Hand. Jetzt hoben die Batterieführer den Arm. Die Uhr zeigt Punkt 6 Uhr, und gleichzeitig fuhren die Geschosse aus den Rohren der Batterien. Tausende und aber Tausende von Geschossen aller Kaliber jagten hinüber zum Feinde. Dampf hallten vielfach die Gebirgstäler wider, wie ein furchtbares Gewittergrollen zitterte es durch die Luft. Drüben sah man hohe Staubwolken aufwirbeln, meterhoch spritzte der gelbbraune Boden in die Luft. Grauschwarzer Qualm hüllte bald die feindlichen Linien ein. Sie und da sah man Hindernispfähle oder Teile der spanischen Reiter in die Luft fliegen. Balken von Unterständen wurden hochgerissen. Die gegnerischen Schützengräben schienen langsam eingeebnet zu werden. Weiter rückwärts gingen vereinzelte Dörfer und Gehöfte in Flammen auf. Weit hinter den russischen Stellungen sah man an den großen Straßenzügen dicke Chauffeeebäume wie Streichhölzer umknicken. Die Uhr zeigte etwa 8 Uhr 30 vormittags. Da brach ein Höllelärm los. Riesige braune Erdmassen und schwarze Rauchwände stiegen wie Springbrunnen in die Höhe. Die Minenwerfer hatten ihre Vernichtungsarbeit begonnen. Steinerne Häuser, in denen man russische Besatzungen mit Maschinengewehren wußte, stürzten wie Kartenhäuser zusammen. Tief der Riesen-

lärm auf Sekunden mal nach, dann hörte man in der Ferne riesige Explosionen, sah wohl auch am Horizont ungeheure Brände sich immer mehr ausdehnen. Ein Flugzeuggeschwader war an der Arbeit.

Kurz vor 10 Uhr vormittags brach der Lärm wie auf ein Zauberwort ab. Die Infanterie schritt auf der ganzen Linie unter Vorantritt von Pioniersturmgruppen mit Drahtscheren und Handgranaten zum Sturm. Ein Feuervorhang aus Eisen und Blei versperrte den russischen Verstärkungen den Weg [zu ihren vorderen Schützengraben]. In den Führerstäben hielt man den Atem an. Alle Artilleriesführer verfolgten aufmerksam die Vorwärtsbewegung der Infanterielinien, die durch besondere hochgetragene Flaggen die erreichten Abschnitte deutlicher kenntlich machten. Schon sah man an einzelnen Stellen die Infanterie in ununterbrochenem Fortschreiten. Aus den Gräben und Unterständen kamen die Russen heraus mit hochgehobenen Armen, um sich dem Angreifer zu ergeben. Stellenweise warteten sie den Angriff gar nicht ab, sondern liefen, teilweise ihre Drahthindernisse selber durchschneidend, der deutsch-österreichisch-ungarischen Infanterie entgegen, um sich gefangennehmen zu lassen.“

Eine alles beherrschende Höhe erkletterten die im Gebirge aufgewachsenen Oberbayern mit umgehängtem Gewehr auf allen vieren und erstürmten den 2000 Fuß hohen Gipfel. „Der Gott der Deutschen war mit uns“, meldet ein bayerischer Hauptmann. „Oben vom Jägerhäuß bekamen wir ein übles Flantenfeuer. Am Drahthindernis stochte das Vorgehen. Ich hinüber. Die Leute mir nach. Der eine stolperte, der andere blieb hängen, aber bald waren wir größtenteils im Graben. Schon streckten die Russen die Hände hoch und winselten. Hier im Graben sah es schrecklich aus. Tote und scheußlich verstümmelte Russen lagen darin und dahinter Verwundete. Gewehre, Tausende von Patronen. Kochgeschirre lagen auf dem Boden herum. Die Artillerie und die Minenwerfer hatten schreckliche Arbeit geleistet.“

Bajonett, Kolben und schlesische Fäuste im Handgemenge um den als Festung ausgebauten Kirchhof von Gorlice, dessen brennende Naphthalager mit undurchdringlichen schwarzen Qualmschwaden das Schlachtfeld verfinstern. Flucht der Russen aus den Häusern und Höhen vor den schlagenden Tambouren der preußischen Garde. Neben ihr sehten Ungarn. „Der erste Sturm mißglückt“, schreibt ein Mittkämpfer. „Auch der zweite führt zu keinem Erfolg. Nicht entmutigt, sondern erbittert schritten sie zum dritten Anlauf. Neben sich wußten sie die berühmte preußische Garde. Ihr wollten sie nicht nachstehen — und ihr taten sie es gleich! Schulter an Schulter mit ihr stürmten sie Ruppen, Wälder und die zahllosen einzelnen Gehöfte, in denen der Russe sich verzweifelt, aber vergeblich wehrte.“

2. Mai 1915 Am Abend des 1. Großkanpftages ist der Großfürst aus seiner ganzen 1. Verschanzung geworfen. Am nächsten Tag stürzt seine 2. Linie von Feldfestungen zusammen.

4. Mai 1915 Noch einmal setzt er sich tags darauf, die letzten Reserven heranrassend, wütend zur Wehr.

„So konnte man“, schreibt Graf Rothkirch, „sehen, wie ein russischer Offizier mit der Pistole von hinten auf die auseinanderbröckelnde [russische] Schützengrabenlinie schoß. Eine schwere Granate schlug neben ihm

ein. Als sich der Rauch verzog, war nichts mehr von ihm zu bemerken."

5mal stürmen an diesem Tag die Ungarn eine schlachtentscheidende Höhe. Beim 7. Anlauf gehört sie ihnen. Zu der vorwärtsdrängenden Garde, in deren Reihen Prinz Eitel Friedrich von Preußen das Erste Garderegiment führt, „lief der Verteidiger in dicken Kolonnen von ganzen Kompanien, mit weißen Tüchern winkend, über“.

Damit ist die 3. Verteidigungslinie und die Kraft der Russen gebrochen. Was nun noch kommt, ist nur noch siegreiche Verfolgung. „In sich dauernd steigender Unordnung“, schreibt der Große Generalstab, „wälzten sich die russischen Massen nach Nordosten zurück. Die in Westgalizien kämpfenden verbündeten Armeen hatten ihnen vom 2. bis 10. Mai über 100 000 Mann Gefangene abgenommen.“

Immer gewaltiger wirkt sich der Feldzug durch Galizien aus. „Wie eine Lawine aus scheinbar kleinen Anfängen entsteht“, urteilt Hindenburg, „immer neue und neue Teile auf ihrem verheerenden Weg mit sich reißt, so beginnt und verläuft dieser Zug in einer nie gesehenen und nicht mehr wiederholten Ausdehnung.“

Eine Verfolgung, wie bei Blücher, mit dem letzten Hauch von Mann und Roß. „Für sie wurde jedes Bataillon herangeholt“, schreibt Falkenhayn, „das an den deutschen Fronten entbehrlich war.“

In regellosen Massen flüchten die Russen ihren Grenzen zu. Ganz Galizien ist frei. Der schwarze Tag von Lemberg des Vorjahrs ist wettgemacht. Mit klingendem Spiel ziehen die Verbündeten in L e m b e r g ein.

August und
September
1914

22. Juni 1915

25

Der gekrönte Schatten an der Rewa

„Man wird manchmal so müde von Leiden, Angst und Verlangen nach Frieden!“ schreibt die Zarin Alexandra Feodorowna an ihren Gatten. „Oh, wann wird er wohl kommen? Wie viele Monate Blutvergießen und Elend soll es noch geben?“

4./18. Mai
1915

Wenn irgendein Sterblicher, dann konnte in diesem schicksalsschweren Monat Mai, dem blutigsten und ereignisreichsten des ganzen Weltkriegs, Nikolaus II. der Welt den Frieden geben! Zwischen dem Deutschen und dem Zarenreich war auch mit dem Mikroskop kein Grund für die russische Mobilmachung und den durch sie heraufbeischworenen Krieg zu entdecken. Zwischen dem heiligen Rußland und der Habsburgermonarchie stand als Kriegsanlaß nur der blutrünstige Zwergstaat Serbien. Er war noch unbedingungen. Man konnte ihn bestehen lassen, um seinem Mütterchen

Mai 1915

Rußland auch nur den Schatten einer Niederlage zu ersparen. Man brauchte ihm nur mit der Zange der Diplomatie die Giftzähne aus-zuziehen. Goldene Brücken zu des Zaren Friedenspalast im Haag hätten die Mittelmächte dem Russenreich gebaut. Mit seinem Aus-scheiden aus dem Streit der Völker hätten sich der Balkan und Vorderasien beruhigt, wäre der unentschiedene Stellungskrieg im Westen in sich erloschen oder zu unsern Gunsten umgeschlagen.

Und es weht, in diesen blauen und blutigen Maitagen, ein unbe-stimmtes Frühlings- und Friedenshoffen durch Europa. Sehnnende Augen sehen, zumal im geschäftigen Hauptquartier berufener und unberufener Friedensfreunde, in der Schweiz, die Taube mit dem Ölweig fliegen. Mit seinem Namenszug unter den Mobil-machungsbefehl hat der Zar den europäischen Krieg begonnen. Mit einem zweiten Federstrich kann er ihn beenden.

16. Juni 1915 „Jetzt Frieden zu schließen“, sagt, mit einer Festigkeit, die man an ihm gar nicht kannte, der unglückselige Schatten an der Rewa, zu dem Botschafter Frankreichs in Petersburg, Paléologue, „das wäre gleich-bedeutend mit Entehrung und Revolution. Und das wagt man mir vorzuschlagen!“ Und „nicht minder entschlossen“ erklärte die Kaiserin, daß Rußland sich mit ewiger Schmach bedecken würde, wenn es heute seine Verbündeten im Stich ließe!

1850—1919

29. Mai 1915 Und ebenso erscheint bei Paléologue der gelehrte Großfürst Nikolai Michailowitsch und schreit: „Deutschland, der Halunke, wird uns nicht mehr entgehen!“ Und der Franzose notiert sich: „Trotz des germani-schen Blutes, das durch seine Mutter, geborene Prinzessin von Baden, in seinen Adern fließt, haßt er Deutschland, deutsche Gedanken, deut-schen Geist!“

28. Jan. 1919 4 Jahre darauf haben die Bolschewiken den Großfürsten in Peters-burg standrechtlich erschossen.

Nikolaus II. hätte wahrlich an Frieden denken können. Alle seine Heere standen, soweit sie nicht vernichtet waren, geschlagen im eigenen Land. Der Mai in Galizien hat ihm allein 300 000 Gefangene und ungezählte Tote und Verwundete gekostet. An ihnen und an Gefangenen zusammen hat er seit Kriegsbeginn 3 Mil-lionen Menschen, $\frac{1}{100}$ aller seiner Untertanen, eingebüßt. Ver-flogen der schöne Traum, daß sich Rosak und Senegalneger am Brandenburger Tor in Berlin abschmagen werden! Die erste leise Unruhe in der enttäuschten und gelichteten, von ihrem Größen-wahn gegenüber Deutschland gründlich kurierten russischen Armee. Gärung gerade unter der Garde. Das berühmte Pawlowsche Regi-ment durch sozialistische Propaganda „schon ziemlich verseucht“.

Warnendes Wetterleuchten in den höchsten Befehlsstellen des Heeres. Der Generalstabsoberst im Kriegsministerium Mjassojedow endet in dieser Zeit mit mehreren andern Offizieren am Galgen — nicht wegen „Raubes, den er sich durch Fortführen einigen Hausrats aus Ostpreußen hatte zuschulden kommen lassen“, wie

Romarrow-Kurlow, der Chef der russischen Geheimpolizei, schönfärbend schreibt — denn dann hätte der Zar seine halbe Armee aufknüpfen lassen müssen —, sondern wegen Hochverrats.

Sein Herr und Meister, der faule und lieberliche, aber fähige Kriegsminister Wladimir Ssuhomlinow selber! Frau Ssuhomlinow gilt sogar in Rußland als Meisterin der Bestechlichkeit. Er selber ist, weil beim Oberbefehl übergangen, ein Todfeind des Generalissimus Nikolai Nikolajewitsch, dem er seine Niederlagen herzlich gönnt. Darum hat er auch gar keine Eile mit dem „Granaten an die Front!“.

1848—1926

„Schon vor dem Kriege“, schreibt sein Kollege, der Außenminister Sasonow, „konnte ich an seiner völligen Untauglichkeit zum Amt des Kriegsministers nicht zweifeln. Ungeachtet seines ehrwürdigen Alters zeichnete sich Ssuhomlinow durch jugendliche Sorglosigkeit und Vergnügungssucht aus, er genoß das Leben und fühlte sich durch die Ministerpflichten belästigt. Es war sehr schwer, ihn zur Arbeit zu zwingen, die Wahrheit von ihm zu erfahren war fast unmöglich.“

1890—1927

Um Nikolai Nikolajewitsch zu ärgern, beantwortete Ssuhomlinow ein Anerbieten Frankreichs, Kriegsmaterial zu liefern, „mit der Versicherung, daß es Rußland an nichts mangle und es auf lange Zeit mit allem gut versorgt sei“. Daraufhin wurde er endlich abgesetzt und in die Peter-Paul-Festung in Petersburg gesperrt, aus der der 70jährige, zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt, nach der russischen Revolution entwich. Er starb später, vergessen und verarmt, in Berlin.

27. Juni 1915

In den Lazaretten predigen es die biblischen Kriegsdienstverweigerer, die Mennoniten, die als Krankenpfleger verwendet werden, den wunden Russtis: „Du sollst nicht töten!“

Durch Rußisch-Polen geht ein hoffendes Raunen. Man erwartet dort schon die Selbständigkeit Polens! In der Schweiz lauert Lenin und was an Bolschewisten in den letzten Jahren nicht in Rußland gehängt wurde oder in Sibirien verlam. Ein leises Beben durchzittert schon da und dort die russische Erde.

Dazwischen ertönt bei offiziellen Anlässen natürlich immer noch die alte, heilige, stehend mit entblößtem Haupt angehörte Nationalhymne „Gott schütze den Zaren“. Der neue Innenminister drahtet an alle Gouverneure des Reichs: „Alles für den Krieg bis zum vollständigen Siege! Ich werde keinerlei Unordnung, keinerlei Schwäche, keinerlei Pessimismus dulden!“

Schon bei Kriegsausbruch hat der Petersburger Pöbel die deutsche Botschaft verwißt und einen pflichttreu zurückgebliebenen deutschen Beamten erschlagen. In Moskau wurden damals die Sommerhäuser der Deutschen geplündert, die Schoßhunde an den Türen aufgehängt. Viele russische Weiber stolzierten in Kleidern aus den Schränken der geflüchteten deutschen Damen umher. Jetzt werden wieder in Moskau alle Läden mit deutschen Namensschildern ausgeraubt, dann auch russische Geschäfte, endlich die Militärmagazine gestürmt. Drei Tage

Juni 1915

tobt der Pogrom. Die Polizei „beruhigt“ schließlich durch scharfe Salven das auf dem Roten Platz heulende Volk der Reußen, nachdem es Sachwerte von einer Million Goldmark seiner nationalen Begeisterung geopfert hat.

Also weiter Krieg! Muschiks und Munition an die Front!

1850—1925

An Muschiks ist immer noch Überfluß. An Munition mangelt's. Wie der Generalissimus Nikolai Nikolajewitsch verzweifelt an der Front dem Reichsdumapäsidenten M. B. Rodzianko mitteilt, können russische Munitionsfabriken Bestellungen von dem Artilleriereffort der Armee nur durch Bestechung der Petersburger Tänzerin Raschessinka erreichen.

„Die Bürokratie des Zaren“, schreibt ein Beobachter, „die den Begriff der Zeit nicht kannte, in asiatischen, patriarchalischen Gewohnheiten lebte, mit ihrer Unregelmäßigkeit, Unpünktlichkeit, romantischen Faulheit, ihrer Sorglosigkeit, konnte den Krieg nicht organisieren, verstand nichts von den modernen technischen Methoden, führte gegen die Armeen des Feindes einen Bauernkrieg mit Heugabeln und Rosatenpferden.“

6. Juni 1915

So geht es nicht weiter! Und strahlend ruft der Außenminister Sazonow: „Wir werden die zivile Mobilmachung ins Werk setzen.“

Zivile Mobilmachung — das heißt, daß denen, die den Krieg als Mittel der Politik beliefern —, daß diesen Industriefürsten, wie Butilow in Petersburg, auch Einfluß auf Krieg und Politik gewährt wird. Es ist ein Vordringen des russischen, an sich ganz nach England und Frankreich orientierten, also kriegsgefinnten Liberalismus, wie er sich in dem Schattengebilde der fortgesetzt mit Papierprotesten und Lippenwert zur Mitwirkung drängenden Duma, dem machtlosen Reichsparlament, verkörpert. Es ist ein Vorgang ähnlich wie in Deutschland. Nur daß in Deutschland sich das Gewicht der wachsenden politischen Erstarkung zu den Arbeitnehmern, den Gewerkschaften und ihrem Einfluß auf die matte Reichsregierung verlagert, während in Rußland jetzt zunächst die großen Arbeitgeber, die Häupter der großen Selbstverwaltungsverbände das große Wort führten — schon ein Wort des Donnerrollens, wie es der Bürgermeister von Moskau nach seinem Erscheinen im Zarenpalais zusammenfaßte: Es sei unerträglich, daß Rußland von einem kindischen Reaktionär wie dem Ministerpräsidenten und einem betrunkenen Schurken wie Rasputin regiert würde.

Anfang 1915

So entsteht der „Besondere Landesverteidigungsrat“, in dem das, was wir in Deutschland „Kriegsgesellschaften“ nannten, stark vertreten war, und dann das „Komitee für Kriegsindustrie“. Sein Vorsitzender war zugleich das Haupt der „Oktobristen“, der liberalen Opposition. Was sich da zur Macht drängte, waren Männer der Mitte, die ewig Halben, deren schwachen Händen sich Rußland dann zum Todesprung in den Bolschewismus entwand.

Aber vorläufig regiert noch der Selbstherrscher. In Personenfragen fast unbeschränkt. Sein Äußeres hat sich seit Kriegsausbruch verändert. „Das gelichtete Paar ist“, nach dem Eindruck eines Augenzeugen, „stellenweise ergaut, das Gesicht abgemagert, der Blick ernst und in die Ferne schweifend“.

Warm wurde keiner in Nikolaus II. Nähe. Eine hölzerne Seele“, nennt ihn Professor Thomas Masaryk, der spätere Präsident der Tschechoslowakei. Und die Gräfin Kleinmichel, eine Dame der damaligen Petersburger Großen Welt, schreibt: Der Kaiser war jaghaft gegen seine Onkel und Vettern, die ihm keine Ehrerbietung bezeigten und dadurch das Ansehen des Thrones schmälerten.“

Um diesen einsamen, so furchtbar einsamen, von Leibschmerzkräften und Gardetsofaken gegen das Volk bewachten Thron das trante, von dem erdkräftigen Moskau verachtete, auf Sumpfpfählen erbaute Petersburg mit seinen politischen Salons, seinen Klubs voll Intrigen, seinem Gewimmel von wundertätigen Kretins, tibetanischen Zauberärzten, hellsehenden Nonnen, Pariser Geisterbeschwörern. Und in diesem russische Geschichte machenden fauligen Klüngel immer wieder das Gezißel: Rasputin . . . Grigori Rasputin.

Rasputin, das heißt „der Schürzenjäger“ — sein eigentlicher Familienname ist „Nowy“ —, der sibirische Bauer, der Pferdedieb, der Petersburger Wundertäter und Weiberheld — das Stück bärtige, schmutzige, mit einer unerklärlichen magnetischen Anziehungskraft geladene russische Erde. Unzweifelhaft im Besitz einer hypnotischen Macht.

Er ist seit Jahren der vertrauteste Freund, der intimste Berater, der weltliche Beichtvater des Zarenpaares.

Er ist umbuhlt, verhaßt, gefürchtet, verachtet. Er will die Truppen an der Front segnen, und der Großfürst Nikolai drahtet ihm zurück: „Komm! Ich werde dich hängen!“ Eine „verächtliche Persönlichkeit“ nennt ihn der britische Botschafter in Petersburg, Sir George Buchanan. Sein Amtsgenosse, der Franzose Paléologue: „Ein ungebildeter, launenhafter Muschit voller Widersprüche.“ Und der Außenminister Safonow: „Er ist nicht nur ein Abenteurer und Betrüger. Er ist die Verkörperung des Teufels. Er ist der Antichrist!“ Der Präsident der Reichsduma Michael Rodzjanko nennt „die verbrecherische Tätigkeit und den lasterhaften Lebenswandel dieses Mannes zweifellos eine der Ursachen zum Ausbruch der russischen Revolution. Denn unter ihren Auswirkungen wurde das Vertrauen des Volkes zur kaiserlichen Würde untergraben.“

Die Petersburger Polizeispigel, die Rasputin beschatteten, berichten nur vom 8. Februar über Besuche bei dem großen Verführer: „Heute um 10 Uhr kam Frau Solowjew, um 10 Uhr 10 Minuten kam Marja Golowina, um 11 Uhr 50 Minuten kam Fürstin Tatjana Schadowstaja, um 12 Uhr 10 Minuten kam die Frau des Stabskapitäns Sandeßki, um 12 Uhr 20 Minuten ging die Leptinskaja fort. Um 1 Uhr 40 Minuten kam die Basilewskaja in Begleitung der Gar. Um 5 Uhr die Turowitsch und die Tschewinskaja, um 5 Uhr 10 Minuten Frau Solowjew, um

geb. 1850

geb. 1871
ermordet
1918

7 Uhr 20 Minuten eine unbekannte Dame, um 9 Uhr 30 Minuten die Dobrowskaja, um 10 Uhr Katharina Bermann, um 11 Uhr 10 Minuten Frau Turowitsch.“

„In der Nacht vom 13. auf den 14. Dezember“, meldet weiter die russische Geheimpolizei, „verließ Rasputin gegen 2 Uhr morgens, begleitet von der Frau des Erblichen Ehrenbürgers Jasininski, das Haus und begab sich in das Restaurant Villa Rode und begann an den Türen zu hämmern und riß die Klingel ab. Dann verfügten sich beide in stark betrunkenem Zustand nach der Wohnung der Jasininskaja, von wo Rasputin erst um 12 Uhr mittags nach Hause zurückkehrte. Gegen Abend fuhr er dann nach Jarstkoje Selo.“

Und aus dem Kaiserlichen Landschloß Jarstkoje Selo schreibt die Zarin ihrem Gatten: „Unser Freund [Rasputin] bedauert, daß man mit den militärischen Operationen begonnen hat, ohne daß man ihn gefragt hat.“ Und weiter: „Die Flasche Madeira, das Maiglöckchen und das Stückchen Baumrinde kommen auch von Ihm an Dich!“

Und ein andermal: „Von 10 bis 11 war Er [Rasputin] mit uns! Ich sende Dir einen Stod. Er benutzte ihn zuerst und sendet ihn Dir als einen Segen. Er sprach viel und schön. Er findet, Du müßtest den Fabriken Befehl geben, Munition anzufertigen. Du müßtest einfach den Befehl geben!“

Es ist das gläubige und blinde Vertrauen einer Mutter, die ihren einzigen Sohn und Erben des Reichs durch den wunderthätigen Bauern gerettet und geschützt wähnt. Der bleiche Mann, der an ihrer Seite die bleierne Last der Zarenkrone, einer Dornenkrone, trägt, hört die Worte. Die Worte seiner Lebens- und späteren Todesgefährtin, mit der er in glücklichster Ehe lebt, und die Worte Rasputins sind die einzigen auf dieser Welt, die in seine Seele dringen.

Und er gibt Befehl, Munition anzufertigen, und mit neuer Wut flammt der Weltkrieg auf.

26

„Kennst du das Land?“

Nein: der Vorkriegsdeutsche kannte das Land Italia nicht!

Wohl fuhr er mit Wonne über die Alpen und fühlte sich im bel paese in einer Art höherer Heimat und war von des Volkes Höflichkeit gern gelitten. Aber dies Volk selbst blieb ihm ein Buch mit 7 Siegeln, die er nicht löste. Denn er wandelte in Italien auf Goethes Spuren. Er sah klassische Kunstwerke und heroische Landschaften. Die Menschen der Gegenwart waren seinen Feriengaugen, die nichts vom Alltag wissen wollten, eine romantische Staffage von Rinderhirten der Campagna, Künstlermodellen auf der Spanischen Treppe in Rom, schwarzäugigen Betteljungen, malerischen Mädchen mit dem Wassertrug auf dem Madonnenscheitel.

Durch die farblose Brille der Wirklichkeit hätte der Italiener erkannt, daß es für den Italiener zwei ganz verschiedene Arten deutschsprechender Menschen gab: den Reichsdeutschen — dem wollte er wohl — und den Österreicher, den „tedesco“ — den haßte er, wie jener seit alten Zeiten ihn, den „Ragelmacher“.

Und des Dreibunds Bismardscher Sinn war nicht, einen Krieg Italiens mit Österreich im Bunde zu ermöglichen, sondern einen Krieg Italiens gegen Österreich zu verhindern.

Einen Krieg wegen Triests und Trients!

Kein Zweifel: Drei Viertel der Bewohner der Hafenstadt Triest — etwa 150 000 — gebrauchten das Italienische als Muttersprache. Stadt und Kreis Trient zählten unter ihren 70 000 Seelen fast ausschließlich Italiener. Im ganzen lebten 804 271 Staatsangehörige welscher Zunge in der Donaumonarchie.

1914

Dagegen der Bund Italia Irredenta, das „unerlöste Italien“, von dem Sohn des alten Freiheitskämpfers Giuseppe Garibaldi schon vor Jahrzehnten in Rom gegründet. Ein Mitglied des Bundes, mit dem deutschen Namen Oberdant, plante, den Kaiser Franz Joseph bei seinem Aufenthalt in Triest durch Bombenwürfe zu ermorden, und wurde gehängt, sein Andenken aber in den Kreisen der Irredenta hoch in Ehren gehalten.

1807—1862

21. Juli 1878

17. Aug. 1862

Im Jahr darauf der Eintritt Italiens in den Dreibund an die Seite Österreichs. Die Irredenta seitdem zurückgedrängt, aber unentwegt. Man muß dabei gerechterweise an eine ähnliche frühere Volksstimmung in Deutschland: „Schleswig-Holstein — stammverwandt . .“ denken.

1888

Neue Hoffnung für die Italianissimi: auf der Reede von Reval Englands Schwendung zum Zweibund Frankreich-Rußland. Seitdem stand für jeden Kenner Europas der Dreibund, obwohl er noch einmal feierlich erneuert wurde, nur noch auf dem Papier.

9.—10. Juni 1906

5. Dec. 1912

Der Berliner Große Generalstab rechnete schon Jahre vor dem Krieg günstigstenfalls mit einer Neutralität Italiens. Der Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg und sein Auswärtiges Amt sichteten in Italien jene unglückselige „Deutschfreundlichkeit“, die wir Deutsche vor dem Krieg überall auf der Welt zu sehen wähten.

Wohlgemerkt: nicht in dem heutigen faschistischen Italien Mussolinis. Der Duce lag damals, unbekannt und unerkannt, als Kriegsfreiwilliger im Schützengraben. Der leitende Außenminister Italiens, gestützt auf die Parteiklügel eines typischen Parlamentarismus von geschwägigen, zum Bruchteil korrumpierten „Onorevoli“ — Abgeordneten —, war seit wenigen Monaten, nach dem plötzlichen Tode seines Vorgängers, Baron Sidney Sonnino, von jüdischer Herkunft, von dem ein italienisches Wort sagte, er sei mezzo Ebreo, mezzo Inglese — halb Hebräer, halb Engländer.

Ok. 1914
1847—1922

Zum Glück kam der Kriegausbruch Italien überraschend. Den ganzen Winter in Rom zwischen Italien und den Mittelmächten ein „Krieg im Frieden“, ein diplomatisches Raubundmauspiel. Österreich, auf schonenden Rat Berlins, schließlich, um des lieben Friedens willen, geneigt, Welschtirol bis zur Sprachgrenze von Salurn herzugeben, aus Triest nach dem Krieg einen Freistaat, ähnlich wie es der Feindbund dann mit Danzig tat, zu machen. Aber in Rom will man nicht bis nach dem Krieg warten.

- Von seiten Italiens war das alles wohl nur Zeitgewinnst. Heißblütiger Nationalstolz dagegen. In offenem Kampf hatte mit
7. Sept. 1860 seinen Rothhemden Garibaldi die Bourbonen aus Süditalien verjagt. Durch eine Bresche in der Stadtmauer waren die italienischen Nationaltruppen in die Ewige Stadt einmarschiert. In blutigen Schlachten hatten die Piemontesen mit Napoleon III. im Bunde den Österreichern die Lombardei und endlich Venedig abgenommen. Sollte man sich jetzt den Rest des „unerlösten Italien“ vom Ballhausplatz in Wien schenken lassen? Nein. Man holte ihn sich mit dem Schwert!

Zeit gewinnen! Diplomatisieren! Deutschland schickt nach Kriegausbruch seinen geöltesten Politiker größten Stils als Botschafter nach Rom. Bernhard Fürst v. Bülow — Reichskanzler a. D., Grandseigneur, Millionär, schon früher Vertreter des Reichs am Tiber, durch seine Ehe mit einer vornehmen Italienerin dem Hochadel des Landes versippt — soll retten, was zu retten ist!

Er ist ein „Vater der Lüge“. Seine hinterlassenen Lebenserinnerungen schreiben das in alle Winde. Aber gerade deswegen ist er ja hier am rechten Platz. Es gelingt, die Italiener hinzuhalten.

„Noch in der letzten Aprilwoche 1915“, schreibt Helfferich, „hat mir der General v. Falkenhayn auf meine Frage geantwortet, daß weder die Österreicher noch wir in der Lage seien, einem italienischen Angriff nennenswerte Kräfte entgegenzuwerfen. Die am 2. Mai einsetzende Schlacht bei Gorlice befreite Österreich-Ungarn von der russischen Gefahr und machte ihm rechtzeitig die Hände frei für die Abwehr des italienischen Überfalls.“

26. April 1915 Schon vorher war durch einen Geheimvertrag in London Italien den Feindbundmächten beigetreten. Jetzt versäumt es durch Gottes Gnade die kostbaren Maiwochen bis zum Ende des Monats. Vorher ist sein Heer nicht schlagbereit, das ursprünglich ja wohl von der italienischen Vorkriegspolitik zur bewaffneten Neutralität bestimmt war.

„Den Abend des 22. Mai, den Vorabend des Pfingstfestes“, erzählt Helfferich, „verbrachte ich bis spät in die Nacht hinein beim Kanzler [v. Bethmann-Hollweg]. Wir waren allein auf dem großen Gartenballon. Eine wundervolle Mondnacht lag über dem Parl. Der Kanzler

schloß sich auf. Er sprach über seine Sorgen. Vom Fürsten Bülow waren Telegramme aus Rom gekommen. Der Fürst hatte noch eine letzte, ganz schwache, Hoffnung, aber das Gefühl sagte uns, daß der italienische Krieg unabwendbar sei.“

Tags darauf, am Pfingstsonntag, überreichte der italienische Botschafter in Wien die Kriegserklärung seines Landes an den Staat Habsburg, zwecks „Erfüllung der nationalen Aspirationen gegen jede gegenwärtige und künftige Bedrohung“.

Keine Kriegserklärung von Rom nach Berlin oder umgekehrt. Fürst Bülow fordert lediglich seine Pässe und verläßt die Ewige Stadt. Das ist vorläufig alles.

König Viktor Emanuel III. tritt, wie seine Vorfahren aus dem Hause Savoyen, in den gewohnten Krieg gegen Österreich. Er steht verwandtschaftlich dem kriegführenden Zarenhaus nahe. Die Königin Elena ist eine Tochter des Königs Nikolaus der Schwarzen Berge. Ihre beiden älteren Schwestern sind nach Rußland an den Generalissimus Nikolai Nikolajewitsch und einen anderen Großfürsten verheiratet. Die „Montenegrinerinnen“ — „die schwarzen Frauen“, wie sie die Zarin in Briefen an ihren Gatten nennt — übertreffen in Petersburg selbst die fanatischsten Panlawisten durch ihren geradezu hysterischen Haß gegen alles Deutsche.

Seit 3 Jahren hat Italien die allgemeine Wehrpflicht. Vom 20. Jahr ab auf 19 Jahre, davon 2 Jahre bei der Fahne, 6 Jahre bei der Reserve, den Rest in der Miliz. Es besitzt auf Friedensfuß 15 172 Offiziere, 289 448 Soldaten, 64 345 Pferde. Im Krieg will es $3\frac{1}{2}$ Millionen Mann auf die Beine bringen. Verschieden die Güte seiner Mannschaft. Von Piemont, dem „Preußen Italiens“, und seinen Kerntruppen, zumal den berühmten Reiterregimentern, bis zur Spitze des italienischen Stiefels.

In den Kriegshäfen anker 46 Schlachtschiffe — davon 20 Großkampfschiffe und 17 Unterseeboote. Die Besatzung der ganzen Flotte zählt 2016 Offiziere und 33 284 Seeleute.

Avanti! Es gilt die Volksstimmung zur Weißglut zu erhitzen, die in vielen Teilen des Landes noch nicht einmal bis zur Rotglut geblieben ist.

Ein Rössfameer von Zehntausenden auf dem Felsen von Quarto bei Genua. Ein spigbärtiger Mephisto reitet blasiert lächelnd auf den Schultern seiner Anhänger vom Kraftwagen zur Rednertribüne. Still! — der „göttliche Gabriele“, der Dichter und Kriegsheger d'Annunzio, späterer Fürst von Monte Revofo, spricht. Die roten Garibaldihemden schimmern vor ihm unter blauem Himmel vor dem blauen Meer. Hagend unter grünen Palmenzweigen Garibaldis braunes Bronze-
denkmal.

„Ihr seht ihn, den allerheiligsten Alten! Ihr seht ihn in der Nähe, wie Veronika den leidenden Christus sah! Sein Bildnis ist in eure Seelen eingepreßt wie in das Schweiß Tuch das Antlitz des Erlösers!

28. Mai 1915

geb. 1869

geb. 1864

Italiener, die ihr ein Wunder des Geschicks seid vor Sehnsucht, gegen Ungeheuer zu kämpfen!"

Das amtliche römische Regierungsblatt: „Das von seinen alten Bundesgenossen verratene Italien schwingt gegen ihre heimtückischen Ränke den Degen zur Verteidigung von Recht und Menschheit.“

Auf dem Söller des gelben Quirinalpalastes in Rom reckt im Feldgraugrün seiner Kürassiere König Viktor Emanuel das grünweiß-rote Banner. Auf einem Balkon an der Porta Pia wirft eine Lady begeistert Ruffhändchen unter die Menge. Es ist die Gattin des britischen Botschafters. Gymnasten tragen auf ihren Schultern Serben, die Eriests rotgoldene Fahne schwingen. Amerikanische Touristen marschieren selig in den Demonstrationenzügen mit. Das Pflaster bedeckt mit Hüten, Schirmen, Handtaschen der flüchtenden Deutschen.

Die alte Zwidmühle für Italien — dieser Krieg in der Lombardei, deren flaches Becken der Staat Österreich von Norden und Osten mit seinem Hochgebirge umschließt. Wie man es auch anstellt, man hat den Feind in der Flanke. Am gefährlichsten wäre sein Stoß vom Brenner ostwärts auf Verona. So entwickelt sich der Generalstabschef Graf Luigi Cadorna sehr vorsichtig, um nicht im Rücken abgeschnitten zu werden, gegen die Hauptstellung der Österreicher im Osten.

„Der Isonzo“, schildert ihn als Frontbesucher der Schriftsteller Karl Hans Strobl, „reißt sich aus einer großartigen Felsenwildnis los und stürzt gleich ein paar hundert Meter wütend hinab. Rasend bäumt sich der junge Isonzo gegen alle Felsbarren, schlägt sie mit Schauerpranken entzwei und erzwingt durch zerrissene Bergflanken seinen Weg. Wenige Gehöfte ducken sich verschüchtert zwischen ihm und den Wänden, schmale und urzeitliche einfache Balkensteg e hängen über ihm. Gisch fliegt zu den morschen Balken empor. Das war auf den Wegen, wo Hunderte von italienischen Leichen vor unsern Stellungen liegen, wo Hunderte von dem blaugrünen Fluß fortgeschwemmt worden sind, um zwischen Felsblöcken zu verwehen oder im Sand der Ad da zu versinken.“

Denn hier, hinter dem Isonzo, wird die österreichische Stellung Jahr um Jahr, in einer eintönigen Reihe von Schlachten, unverändert ihre Feuergarben sprühen. Der Italiener wird sich in einem verzweifeltsten Massenturm nach dem andern den Kopf an ihr blutig rennen. An ihren Städtchen und Brückenköpfen und Hochflächen, bei Monfalcone am Meer, bei Dobarbo, bei Sagrado, bei Gradisca, bei Görz und hinauf in die Berge, immer längs des Flusses bis nach Tolmein und dem später siegherühmten Karfreit, wird das italienische Heer wie ein Mühlstein vergeblich knirschen und sich zermahlen und verpulvern.

Die 1. Isonz o s c h l a c h t. Sie rötet eine Woche lang Steinhänge und Bergwasser mit welschem Blut. Die 2. währt noch länger. Ein 3. Großangriff im Herbst. Ein 4. wütender Anlauf bald darauf. Nichts. Nichts als Zehntausende und Hun-

30. Juni bis

5. Juli 1915

Aug. u. Sept.
1915

Ende Okt. 1915

Anf. Dez. 1915

Mitte Nov. bis

Hunderttausende von Toten und Verwundeten. Die Österreicher stehen wie die Mauern. Triest, drüben, wenige Stunden Fußmarsch nur entfernt, zum Greifen nah — Triest bleibt unerlöst.

„Dort oben“, berichtet Karl Hans Strobl, „sagte der Hauptmann: Den Kamm — den haben die Italiener besetzt. Darunter sind unsere Stellungen!“

„Wie darunter?“

„Nun — unterhalb, auf den Abhängen der Berge!“ Er zeigte eine Photographie. Ich betrachtete entsetzt dieses Bild.

„Ja, wie ist das? Da schießen uns die Italiener ja von oben auf die Köpfe!“

„Ja!“

„Wie ist das möglich? Wie können unsere Leute solche Stellungen halten?“

„Sie halten sie!“

Der zweite neue Brandherd des Weltkriegs oben im heiligen Land Tirol. In den Randgebirgen Welschtirols, die die Lombardei umwallen. Tausendfacher Kleinrieg, in dem der Italiener auf die Dauer keinen Fußbreit Fels und Firn gewinnt. Maschinengewehrgeknatter an den Ufern des Gardasees, Gewehrgeknall in der dünnen Eislust des Stilleser Jochs.

Verittene Tiroler Landesschiitzen jagen durch die Täler. Bergführer feuern aus scheinbar unzugänglichen Schroffenwänden. Maultiertreiber schleppen auf schwindlichten Bergpfaden Munition bis auf den Gipfel. Unterminierte Bergkluppen fliegen in die Luft, man kämpft um Alpenfluhütten und hochgelegene Kurhotels. Im morschen Rall der Dolomiten verdoppeln die einschlagenden Granaten durch die abgesprengten Steinbrocken ihre Splitterwirkung. Auf dem ungewohnten Eis der Gletscher liegen die Südländer und zielen. Nahe — ganz nahe Trient. Und doch unerreichbar.

Neues Blutvergießen hat der Pfingstsonntag 1915 eingeläutet. Alle 6 Großmächte Europas stehen jetzt im Krieg. Als ein ungeheures Hufeisen rundet sich der Feindbund auf allen 3 Seiten des Festlandes bis zum Meer um die Mittelmächte. 2 Läden im Westen, die den ganzen Krieg über offen bleiben: die Schweiz und die Niederlande. 1 im Osten, die sich bald schließen wird: Rumänien. In und über der Ostsee auf Kriegsdauer neutral die 3 Nordländer: Dänemark, Schweden, Norwegen.

Durch dieses halbe Duzend Kleinstaaten hängen Deutschland und Österreich-Ungarn noch mit der Welt zusammen. Im übrigen sind sie von der Menschheit abgeschlossen. Immer mehr gleicht Mitteleuropa einer riesigen, rings vom Feind bestürmten und mit Hungern bedrohten Burg.

Das Hungergespenst reitet auf den Schaumlämmen der Nordsee. Noch dräut es ganz von fern. Deutschland hat jetzt, nach Neujahr, Korn und Fett in Fülle. Aber England hat schon vor 2 Monaten die „Deutsche See“ als Kriegsgebiet erklärt. Kein Dampfer, gleichviel unter welcher Flagge, darf kriegswichtige Waren nach Deutschland bringen. Und was ist im Weltkrieg nicht kriegswichtig? Die Briten sprachen in ihrer Note an die seefahrenden Mächte von einer „Blockade, angepaßt den Bedingungen der modernen Kriegsführung und Handelspolitik“. Da im Weltkrieg das ganze Volk jedes Landes helfend hinter dem Heer stand, ließen sich unter dem Feldgeschrei „Konterbandel“ schließlich so ziemlich alle Waren dieser Welt beschlagnahmen, vom Dynamit bis zur kondensierten Kindermilch.

Zwei Mittel gegen den Seekönig Hunger! Das erste: die offene Schlacht!

Nur einmal hatte es seit Jahresanfang in der Nordsee gedonnert. Auf der weltgeschichtlichen Doggerbank, wo vor 5 Vierteljahrhunderten die britische und die holländische Segelflotte aus ihren Stückpforten gegeneinander Feuer gespielen, schleuderten jetzt die schwersten deutschen und englischen Schlachtkreuzer sich gegenseitig ihre Stahlmassen an ihre Panzerwände.

24. Jan. 1915

Die Pulverkammern der „Blücher“ flogen in die Luft. Sie taucht in die Tiefe. Haushoch schlagen, nach dem Admiralsberichtsbericht, die Flammen über die beiden Hintertürme der „Seydlitz“. Aber auch die Briten haben Mühe, ihr Admiralskriegsschiff, die „Lion“, in sinkendem Zustand bis an die schottische Küste zu schleppen. Eine Verfolgung der heim dampfenden deutschen Kreuzer unternehmen sie nicht.

Aber die deutsche Hochseeschlachtflotte? Wo bleibt sie? Sucht sie nicht da draußen wider England die Freiheit der Meere?

29. Juli 1914

Schon bei Kriegsausbruch hat der Vater der Flotte gebeten, ihre ganze Leitung in seiner Hand zu vereinigen. Man hat es dem Großadmiral v. Tirpitz abgeschlagen. Er sitzt als Marineminister tief im Binnenland im Großen Hauptquartier, um ihn herum die Landgenerale, die „dicke Luft“ des Schützengrabens, nicht die steife Brise der Nordsee.

Er, der Fachmann unter seemannischen Laien, kennt am besten den Geist der Flotte, die er geschaffen!

„Dieser Geist“, schreibt er, „war zu Beginn des Krieges hochgestimmt und ließ das Beste erwarten. Alte Reservisten stellten das Gesicht, an den Gefechten verwendet zu werden und nicht in Sicherheit unter Deck. Die üblichen Belohnungen wurden von den Heizern und Matrosen abgelehnt: „Wir arbeiten ohne Belohnung!“

Und vorher seine denkwürdigen Worte: „Die Flotte hätte es schaffen, sie hätte uns zu einem ehrenvollen Frieden verhelfen können, wenn sie richtig zur Ausnutzung gebracht wäre. Die Flotte war gut, das Personal voll Kampfbegierde, in hohem Ausbildungszustand, das Material dem englischen überlegen.“

So drängt und drängt der alte, kluge Seebär mit dem weißen Bart: „Es muß etwas geschehen!“ „Das brave Personal der Flotte wußte nicht, wie häufig ich mich einsetzte, um der strategischen Offensive Geltung zu verschaffen!“ Er richtete ein Gutachten nach dem andern an den Chef der Admiralität. „Ihr Ziel“, sagt er selbst, „war, die Schlacht herbeizuführen!“

Er wiederholt es in seinen Eingaben: „Das Ziel unseres gesamten Vorgehens seit 20 Jahren ist die Schlacht gewesen. Der Hochseefecher muß den Genius des Siegs in seinem Herzen tragen. Fast immer in der Weltgeschichte haben kleine Flotten größere geschlagen.“

16. Sept. 1914

Er warnt prophetisch: „Verharrt unsere Flotte auch weiterhin in ihren bisherigen zurückhaltenden Stellungen, so wird ihre moralische Stärke mit nichtabsehbaren Folgen herabgehen!“

1. Okt. 1914

Umsonst: Still antern Englands schwimmende Wälle in Scapa Flow. Still liegen Deutschlands schwimmende Festungen im Jadebusen und auf der Kieler Förde.

Also als zweites Mittel gegen die englische Blockade, die deutsche Blockade, der U - B o o t - K r i e g.

Das britische Inselreich bezieht über See $\frac{1}{2}$ seines Brotgetreides, $\frac{1}{2}$ seines Fleisches, $\frac{1}{2}$ seiner Butter, all sein Holz für die Kohlengruben, alle Baumwolle für die Webstühle, alles Petroleum und Benzin, viele Eisenerze für seine Stahlindustrie. Gelingt es, ihm diese Zufuhren abzuschneiden, dann ist durch eine Handvoll kleiner, unscheinbarer Tümmchenboote der größte Krieg aller Völker und Zeiten gewonnen.

Ein berauschender Gedanke, genährt durch Weddighens Versenkung der 3 englischen Kreuzer! Man weiß wenig vom U-Boot! Wer, wie der Verfasser, im U-Boot war, wird mit Fragen bestürmt — aber gerade durch dieses Geheimnis erscheint es im Lichte des Schicksals.

Daß auch die feindlichen Staaten U-Boote haben, braucht uns nicht zu stören. Denn unserer in Hamburg und Bremen und New York stillliegenden Flotte sind ja doch die Meere verschlossen.

„Die Marine“, schreibt Helfferich, der Staatssekretär, „rechnete auf einen raschen Erfolg. Zwar war die Zahl und die Leistungsfähigkeit der verfügbaren U-Boote gering. Aber man hoffte auf mindestens eine starke Wirkung durch Abschreckung!“

Aus eben diesem Grunde warnt v. Tirpitz rechtzeitig die Regierung vor übereilten Schritten. Den Zeitpunkt für die Blockade dürfe man nicht früher wählen, als bis eine einigermaßen hinreichende Anzahl von U-Booten zur Stelle wäre. „Die Blockade von England“, schloß ich mein kurzes Votum, „klingt zu sehr nach Bluff, Blockade zunächst der Themse scheint mir besser!“

7. Nov. 1914

Er sprach vergeblich. „Welche Gründe vorgelegen haben“, schreibt er, „unter Uebergehung meines Votums den U-Boot-Krieg in Szene zu setzen, ist mir nicht bekanntgeworden. Jedenfalls war ich wieder ein-

8. März 1915

mal, diesmal wohl in einer der wichtigsten Fragen meines Ressorts, ungehört geblieben, der U-Boot-Krieg über meinen Kopf hinweg und gegen meinen Willen eröffnet, in einer Form, die nicht Glück verhieß."

geb. 1854

Ebenso äußerte sich der zweite im Großen Hauptquartier weilende Marinesachverständige, der sonst mit v. Tirpitz durchaus nicht immer im Einklang lebende Chef des Marineministeriums, Admiral Alexander v. Müller: "Ich habe ebenso wie der Staatssekretär [v. Tirpitz] die Art der Inszenierung des U-Boot-Handelskriegs nicht gebilligt. Der Zeitpunkt war schlecht gewählt, die Mittel nicht genügend bereitgestellt, und die Redaktion der Ankündigung war äußerst ungeschickt."

4. Febr. 1915

Die Gewässer rings um Großbritannien und Irland einschließend des Kanals wurden von der deutschen Reichsregierung als Kriegsgebiet erklärt, in dem jedes nach Ablauf von 14 Tagen dort betroffene feindliche Rauffahrteischiff durch die U-Boote zerstört werden und etwa durch die Blockadezone dampfende neutrale Kraftfahrzeuge unvermeidlichen Gefahren ausgesetzt sein würden.

12. Febr. 1915

Schon nach wenigen Tagen, noch vor Beginn des Handelskriegs, überbrachte der amerikanische Botschafter Gerard in Berlin dem Auswärtigen Amt eine höfliche Drohnote Washingtons, „die deutsche Regierung für Handlungen ihrer Marinebehörden streng verantwortlich zu machen, zur Sicherung des vollen Genusses der amerikanischen Rechte auf hoher See [das heißt: der Granatenverfrachtung]“.

16. Febr. 1915

Es handelt sich um Bethmann-Hollweg! Es handelt sich um die Juristische Abteilung der Wilhelmstraße 76! Unnötig zu sagen, daß das Auswärtige Amt sofort der Tapferkeit besseres Teil erwählt. „Die deutsche Regierung“, beteuert es schon beinahe schuldbewußt, „gibt sich wohl Rechenschaft darüber, daß die Duldung von Unrecht seitens der Neutralen formell in deren Belieben steht.“

Abend des
15. Febr. 1915

Roch hat der U-Boot-Krieg nicht begonnen, und schon erhält 3 Tage vor dem verkündeten Zeitpunkt die Marine die Weisung, erst auf besonderen Befehl loszuschlagen. Zugleich wurde allen U-Boot-Kommandanten eingeschärft, sich unter keinen Umständen im Sperrgebiet an neutralen Schiffen zu vergreifen!

Wer je durch das Sehrohr eines U-Boots die grauverschleierte Welt von Wasser, Licht und Himmel schaute, der weiß, daß den Kapitänleutnants der U-Boote etwas schlichtweg Unmögliches zugemutet wurde. Die Engländer segelten in voller Gemütsruhe unter neutraler Flagge. Oder unter gar keiner. Der U-Boot-Kommandant hätte ein Hellseher sein müssen, um zu ahnen, welcher Ration irgendein bleistiftdünnere Schiffsrumpf, ein Spinnwebgewebe von Masten in einer halben deutschen Meile Entfernung, im Silbernebel der Seeluft angehörte. Tauchte er aber in der Nähe auf, um die Schiffspapiere einzusehen, so rüstete sich der Dampfer jäh zum Rammen, oder es klappte drüben plötzlich ein Stück Bordwand herunter. Die Schiffsgeschütze einer britischen U-Boot-Falle, in die sich der harmlose Däne oder Norweger verwandelt hatte, flammten gegen das nicht rasch genug wieder zum Fluten kommende

U-Boot, dessen 1 — oder später 2 — Kanonen nicht viel größer als ein Feldgeschütz auf dem Lande waren.

„Da erschien hinter uns ein großer Dampfer, der anscheinend den Hafen Cardiff zu erreichen versuchte“, schildert der U-Boot-Kommandant Freiherr v. Forstner einen wilden Kampf mit dem britischen Blockadebrecher „Bosges“, der eine Sensation für die ganze angelsächsische Welt bildete. „Raum hatte er uns erblickt, als er auch schon sofort lehrmachte und zu entrinnen versuchte. Noch immer zeigte er keine Nationalflagge und beachtete auch das ihn zum Zeigen der Nationalflagge auffordernde Flaggsignal nicht, sondern versuchte mit höchster Fahrt seinen Bestimmungshafen zu erreichen. Gleichzeitig feuerte er in kurzen Zwischenräumen Raketen signale ab, die anscheinend die Hilfe englischer Bewachungsschiffe herbeiholen sollten.“

Laut krachend schlug die erste Granate in seine Kommandobrücke ein. Seine Antwort bestand darin, daß er hinten am Flaggenstod die englische Flagge emporsteigen ließ, zum Zeichen, daß er den Kampf aufnehmen wollte!

Fortwährend im Kreise drehend versuchte der Engländer zum Rammstoß auf uns anzusetzen. Wohlweislich aber drehten wir ihm immer in solchem Abstand nach, daß ein Rammen ausgeschlossen blieb. Hoch wälzten sich die Wogen über unser niedriges Bootsdeck hinweg. Häufig standen die Geschützbedienungen bis zum Halse in der kalten salzigen Flut. Ein wohlgezielter Treffer zerschloß des Engländers Flaggenstod. Die Flagge wurde kurz darauf wieder gehißt. Noch ein drittes Mal stieg sie empor.

Schon über vier Stunden hatte die Jagd gedauert. Der Dampfer brannte an mehreren Stellen. Auch klappten große Löcher an beiden Seiten seiner Bordwände. Es war für uns die höchste Zeit, denn schon näherten sich dem Kampfplatz mit hoher Fahrt einige durch die Schüsse und Raketen signale herbeigelockte englische Torpedobootszerstörer. Mächtige Rauchwolken, aus ihren Schornsteinen gen Himmel steigend, zeigten an, daß sie in nicht allzu langer Zeit auf dem Kampfplatz erscheinen würden. Zeit war es daher für uns, das Feld zu räumen, zumal der sich immer stärker zur Seite neigende Dampfer sichtlich genug hatte.

Einen letzten Blick warfen wir zurück auf unsere tapferen englischen Gegner. Sämtliche Offiziere des Dampfers bis auf den Kapitän selbst waren in unserem Feuer gefallen. Die Passagiere waren von dem Kapitän zur Unterstützung der Heizer in die Kesselräume geschickt worden, um die Geschwindigkeit des Schiffes bis zum äußersten zu steigern. Wir lasen nach unserer Rückkehr, daß unser Dampfer, bald nachdem wir ihn verlassen hatten, gesunken war. Der Kapitän wurde zum Reserveoffizier der englischen Flotte ernannt.“

Durch dieses Vorrecht der Neutralen, womöglich mit Kriegsgerät für England an Bord, im Sperrgebiet zwischen unseren U-Booten herumzugondeln, wurde der Unterwasserkrieg von vornherein eine Halbheit. Man hätte unbeschränkten Krieg gegen alle Fahrzeuge der Sperrzone ohne Unterschied oder gar keinen führen dürfen.

„Wir ließen die Kriegsgebietserklärung bestehen“, schreibt v. Tirpitz, „behielten also die Amerika verstimmende Schale des U-Boot-Krieges bei,

höhlten aber den militärischen Kern aus, handelten also stark mit dem Wort und schüchtern mit der Tat. Die Kriegführung der U-Boote war jetzt wirkungslos für den Endsieg, bot aber noch Stoff genug für Zwischenfälle und Verärgerung mit Amerika."

England hat weder im Weltkrieg noch vorher jemals nach den Rechten der Neutralen gefragt. Es hat ihnen seinen Willen einfach aufgezwungen. Die deutsche Reichsregierung unter dem ängstlichen Bethmann aber schickte jeder Maßnahme so viele Entschuldigungen voraus, daß sie dann, nach diesem Bekenntnis ihrer Schwäche, stets auf den geschlossenen Widerstand des Auslands stieß.

18. Feb. 1915
So beginnt nun doch, aber von des Gedankens Blässe angekränkelt, der U-Boot-Krieg. Am ersten Tag empfängt schon der erste britische Handelsdampfer den Torpedofernschuß. Und eigentlich kommt jetzt alles auf die Zahl der tödlichen unterseeischen Stachfliegen an, mit denen Deutschland die englische Küste zu umwimmeln vermag.

1914
Bei Kriegsausbruch besaß die Kaiserliche Marine die Tauchboote „U 3“ bis „U 27“. „U 1“ und „U 2“ dienten Schulzwecken. Bis Ende dieses Jahres kamen noch aus der Germaniaerft in Kiel, durch Motorschwierigkeiten verzögert, „U 31“ bis „U 41“ hinzu. Der Bau eines U-Bootes dauerte bis zu 1½ Jahren. Bei Eröffnung des Handelskriegs lagen also 3 Duzend U-Boote verwendungsbereit.

Optimistischer als hier Tirpitz, rechnet der britische Marineminister Churchill für Deutschland bei Kriegsbeginn 33 U-Boote heraus, bei einer andern Gelegenheit kommt er nur auf 27. Für England zählt er 74 Tauchboote, davon aber nur 18 „seegehende“, die auf die Dauer die hohe See halten konnten.

Bon je 3 U-Booten war immer 1 an seinem Bestimmungsort vor dem Feind, 1 auf Ablösung auf dem Hin- oder Rückweg, 1 zur Erholung der Mannschaft und Ausbesserung des verwickelten Mechanismus im Heimathafen. Rechnet man, daß die 36 deutschen U-Boote alle bis an die englischen Küsten und in die Irische See hinein verwendungsstark genug waren, so hielten jeweils gleichzeitig höchstens ein Duzend deutsche U-Boote die Blockade aufrecht, nach Churchills Meinung nur 7 oder 8!

Februar 1915
Nach der Behauptung der britischen Admiralität wurden in der ersten Handelskriegswoche von 1381 in englischen Häfen ein- und auslaufenden Dampfern 7, in der folgenden Woche von 1474 keiner durch U-Boote versenkt. Im nächsten Monat sollen von 5000 britischen Schiffen 21, im Monat darauf von 6000 Dampfern 23, darunter 6 neutrale, gesunken sein. Dagegen hätten die Deutschen in dieser Zeit 4 U-Boote, darunter „U 8“, „U 12“ und, ganz besonders „U 29“ eingebüßt.

„U 29“ — das war Otto Weddighs, des U-Boot-Helden, neues Kampfboot. Mit ihm kreuzte er an der Südküste Irlands und traf

plötzlich auf den Panzer „Dreadnought“ — den Vater aller Dreadnoughts der Welt —, der ihn wie ein Stier annahm und mit seinem Kiel ramnte. Auf dem hochgebäumten Bug des mit Weddigen und allen seinen Getreuen versinkenden Boots erschien die Nummer 29. Nun erst wußten die Briten, daß sie sich von dem Vernichter ihrer 3 großen Kreuzer befreit hatte. Er hatte noch auf dieser seiner letzten Fahrt vor seinem Untergang 6 englische Dampfer erledigt.

18. März 1915

Danach hätte in den ersten 3 Kriegsmonaten des U-Boot-Kriegs die gegnerische Handelsflotte nur etwa das 100. Schiff verloren. Aber auch wenn man diese amtlichen Londoner Nachkriegszahlen nicht für unfehlbar hält — bei Beginn der Handelsfeindlichkeiten hatte Kaiser Wilhelm II. eine telegraphische Meldung befohlen, „ob eine Gewähr dafür übernommen werden könne, daß innerhalb 6 Wochen nach Beginn des neuen Handelskriegs England zum Einlenken gezwungen sein würde“, und umgehend die Antwort erhalten: „Staatssekretär und Admiralstabschef sind überzeugt, daß England 6 Wochen nach Beginn des neuen Handelskriegs einlenken wird.“

15. Feb. 1915

Statt dieses Großkriegs, zu dem Deutschland das 10- oder 20fache an U-Booten hätte in See senden müssen, umschattete nun ein schleppender Kleinkrieg die britischen Inseln.

„Das Schlimme bei der Aktion mit den U-Booten“, schreibt v. Tirpitz in einem Privatbrief in die Heimat, „ist, daß die Versumpfung vor allem dadurch herbeigeführt werden wird, daß wir jetzt nicht genug haben. Darin und in der Art des Startens mit Fansarengeblase und Drohung an die Neutralen liegt die schlimmste Seite der Angelegenheit.“

6. Feb. 1915

Und weiter aus dem Großen Hauptquartier in Charleville: „Mit dem zeitweiligen Abflauen des U-Boot-Kriegs hat es seine Richtigkeit.“ Und 3 Tage später ganz verzweifelt: „Langsam muß die Abspernung Deutschlands auf die Gemüter wirken. Die diplomatische Vorbereitung für einen Weltkrieg war unglaublich. Vertrauensseligkeit, daß England neutral bliebe, bis zuletzt! Und ich sitze hier und kann so gut wie nichts tun! Ein Gespräch mit Bethmann ist absolut zwecklos. Ich habe noch nie ein Gespräch mit ihm gehabt, bei dem etwas herauskommt. Er ist gänzlich hoffnungslos.“

10. März 1915

18. März 1915

Aber die ganze Erde hin aber dröhnt inzwischen die britische Alarmtrommel gegen die „völkerrechtswidrige“ U-Boot-Blockade!

„Der Engländer“, schreibt Admiral Scheer, „findet es durchaus in der Ordnung, eine Seeabspernung in der Nordsee einzurichten, die sich an die geltenden Völkerrechtsbestimmungen nicht lehrt. Daß die Folge davon die Herausbeschwörung der Hungersnot über die gesamte deutsche Bevölkerung sein muß, ja, daß seine Maßnahme in der bewußten Absicht, sie herbeizuführen, getroffen ist, stört sein Gewissen für Menschlichkeit nicht im mindesten. Aber dann, ob in bewußter oder unbewußter Feighelei, erhebt er wider Gegenmaßregeln entrüsteten Widerspruch. Gewöhnlich, den Krieg durch seine Söldner im Ausland führen zu lassen, betrachtet er jede persönliche Beeinträchtigung seines Behagens

als Verstoß gegen die Menschlichkeit und erhebt einen ungeheuren Lärm, um Stimmung für seine Sache zu machen."

Undächtig beobachtet die Menschheit Englands heiligen Feuereifer wider die „Seeräuber“, wie man die deutschen U-Boot-Männer nannte. In der Ostsee torpedieren britische U-Boote in aller Gemütlichkeit deutsche Handelsdampfer. Davon erfährt die Welt nichts, und der Reichskanzler rührt keinen Finger, um es ihr zu melden.

Gegen die „Pest“, nämlich die deutschen U-Boote in der Nordsee, aber rüstet Großbritannien nicht nur, unter Flaggenmißbrauch und Bruch des Völkerrechts, seine tödlichen U-Boot-Fallen aus. Es beschlagnahmt auch zu Tausenden alle seine Dampfschiffe, Fischkutter, kleinen Hafensfahrzeuge und schießt sie als „Moskitos der See“ zur Bewachung der „Anzeigene“, elastischer unterseeischer Vorhänge aus dünnem Stahldraht. Diese Sperren sind an schwimmenden Glasbojen befestigt, in denen ein Kalzium-Karbidlicht sofort selbsttätig aufflammt, sobald sich unter Wasser die Regwand hemmend um die Schrauben eines nahenden, in der Tiefe ja blinden U-Boots wickelt. 35 Kilometer breit sperrt zwischen Dover und Calais solch ein Drahtgeflecht den Kanal. Rege von insgesamt 7000 Kilometer Länge werden in Auftrag gegeben und zu den „Aktäonnehen“ entwickelt, an denen bei dem Stoß eines U-Boots-Riels selbständig sich entladende Unterwasserminen hängen. Das Hydrophon wird erfunden, mit dem man das leise Schraubengeräusch eines U-Bootes unter See auf weite Entfernung hören kann, Wasserbomben, die, von Hochseeschiffen über Bord geschleudert, erst in einiger Tiefe unter dem Meerespiegel, da, wo man das U-Boot vermutet, auseinanderplagen.

So blieb der Verkehr zwischen England und Frankreich über den Kanal durch deutsche Tauchboote unbehelligt.

In der Pariser Ausgabe des „New York Herald“ konnte man ständig die Namen der Ladies lesen, die aus London herübergereist und im „Rig“ oder „Chatham“ abgestiegen waren, um sich mit ihren von der Front kommenden Männern oder Brüdern zu treffen.

Gegen England verfehlte der U-Boot-Krieg in diesen Frühjahrsmonaten seine volle, erwünschte Wirkung. Voll, aber ganz unerwünscht, wirkte er in Amerika.

Dort hatte, nach dem Rotenwechsel bei Beginn des Handelskriegs, das „Weiße Haus“ in Washington zunächst zugewartet, wie das mit der „neutralen Schifffahrt“, das heißt den Granatenver-schiffungen unter dem Sternenbanner, nun weiter werden würde.

Hallo! Ein erster Sturmstoß durch den Zeitungswald der Erde: Auf dem torpedierten englischen Passagierdampfer „Gallaba“ ist ein amerikanischer Staatsangehöriger ertrunken! Hallo! Das amerikanische Schiff „Cushing“ wird aus Versehen aus der Luft

Februr 618
Mai 1915

4. 618 28.
Februar 1915

28. März 1915

angegriffen! Hallo! Der amerikanische Dampfer „Gulflight“ irtümlich von einem deutschen U-Boot zur Strecke gebracht, 2 Amerikaner tot!

1. Mai 1915

Gewitterstimmung über dem Großen Teich!

Graf Johann Heinrich Bernstorff, deutscher Botschafter in Washington, selbst mit einer Amerikanerin verheiratet, tut das einzige, was er vermag, um weiteres Unheil abzuwenden! Auf dem diplomatisch ungewöhnlichen Wege eines öffentlichen Zeitungsinserats warnt die Kaiserlich Deutsche Botschaft ausdrücklich die Amerikaner vor ihrer gewohnten Sorglosigkeit.

geb. 1862

27. April 1915

Reisende, die sich zur Fahrt über den Atlantischen Ozean einzuschiffen beabsichtigen, werden daran erinnert, daß zwischen Deutschland und Großbritannien Kriegszustand besteht, daß die Kriegszone die an die britische Insel stoßenden Gewässer einschließt, daß Schiffe, welche die Flagge Großbritanniens führen, der Zerstörung in diesen Gewässern ausgesetzt sind und daß Reisende, die in der Kriegszone auf den Schiffen Großbritanniens oder seiner Verbündeten fahren, das auf ihre eigene Gefahr tun!

Der nächste Passagierdampfer, „Lusitania“, der abfahrtsbereit im Hafen von New York liegt, führt die Flagge Großbritanniens. Er fährt in die Kriegszone. Er ist, wie die deutsche Regierung nachträglich feststellt, mit Geschützen ausgerüstet. In seinem Schiffsraum ruhen laut nachträglichen amerikanischen Feststellungen 1250 Kisten Pulver, 5468 Kisten Munition, 4200 Kisten Patronen, 18 Kisten Granatenzünder. Kanadische Truppen Englands fahren aus den neutralen Vereinigten Staaten mit. Dazwischen eine Menge Amerikaner mit Frauen und Kindern, die nach England wollen. Die deutsche Warnung, die noch in der letzten Stunde der Abfahrt unter der tausendköpfig auf dem Pier versammelten Menge verbreitet wird, erregt allgemeine Heiterkeit.

28. Mai 1915

Noch zwei Tage später wird dem Londoner „Daily Telegraph“ von New York gedrahlet: „Deutsche Drohung. Berlins letzter Bluff in Amerika verspottet.“

1. Mai 1915

8. Mai 1915

Die „Lusitania“ nähert sich der britischen Küste. Die Londoner Admiralität warnt sie durch einen Funkpruch nach dem andern.

„Gäßen mit äußerster Kraft passieren!“ — „U-Boote arbeiten Südküste Islands!“

6. Mai 1906
mitt. 12.05

6. Mai 1915
nachm. 7.50

Die „Lusitania“ läuft gelassen mit Dreivierteldampf ihren Kurs weiter den U-Booten entgegen.

Neue dringende Drahtungen der britischen Admiralität: „U-Boote im südlichen Teil des Irischen Kanals. Sicherstellen, daß die „Lusitania“ Nachricht erhält!“ — und an die „Lusitania“ direkt: „U-Boote liefen Kurs West, gesichtet um zehn Uhr vormittags.“

7. Mai 1915
vorm. 11.35

7. Mai 1915
nachm. 12.40

Die „Lusitania“ fährt, ohne sich im geringsten um die Warnungen zu kümmern, am hellen Tag, bewußt, in den Tod.

7. Mai 1915
2 Uhr nachm.

„Eine ungeheure Explosion läßt, in der Nähe von Old Head (Kinsale), das Schiff in seiner Mitte erdröhnen. Ein zweiter Donnerschlag wenige Minuten später weiter hinten. Die beiden Torpedos des „U 20“, Kapitänleutnant Schwieger, haben getroffen. Er merkt jetzt erst, daß es die „Lusitania“ ist, die, durch ihre eigenen explodierten Munitionsmassen zerrissen, viel schneller, als Kapitän und Passagiere je ahnten, versinkt. Nach kaum 20 Minuten schließen sich die irischen Wasser über der „Lusitania“. Mit dem Bug voran nahm sie 1195 Menschen, darunter 291 Frauen und 94 Kinder, mit auf den Meeresgrund.

Der Mörder dieser Menschen war der Kapitän der „Lusitania“. Die Schuldige an ihrem Tod die Politik Washingtons, die gleichzeitig amerikanische Staatsbürger und britische Soldaten, Granaten und Babies, Frauen und Schiffsgeschütze, von Deutschland zuvor ausdrücklich gewarnt, in das Grauen des Seekriegs fahren ließ.

Die Wut der Welt aber wendet sich wider Deutschland, zumal Bethmann und Berlin in den neutralen Ländern so gut wie nichts zur Aufklärung tun! In London wittern die Brüder Northcliffe-Harmsworth eine Gelegenheit wie noch nie. Eine rasende Propaganda gegen die „neuen Hunnen“ überschwemmt die Erde.

Kein Lotse in einem Winkel der Welt, der nicht dem Schiff, dem er entgegenfuhr, das millionenfache Plakat mit den Abbildungen der 40 ertrunkenen, bis zu 1 Jahr alten Babies von der „Lusitania“ mit an Bord brachte.

Am gefährlichsten natürlich die Stimmung in den Vereinigten Staaten selber. Der Krieg mit Amerika stand, ohne daß man es in Deutschland ahnte, schon jetzt vor der Tür.

„Ich wurde bei meiner Abreise aus New York“, schreibt aus diesen Maitagen der deutsche Botschafter Graf Bernstorff, „in den Strudel der öffentlichen Erregung hineingerissen, da es mir trotz Benutzung eines Nebenausgangs des Hotels nicht gelungen war, das Haus unbemerkt zu verlassen. Mehrere mit Reportern voll besetzte Automobile fuhren mir nach dem Bahnhof nach, wo ich derartig umringt wurde, daß ich nicht ausweichen konnte. Schließlich gelang es mir mit Mühe, unter dem Wutgeheul der Reporter den Zug [nach Washington] zu erreichen.“

In Washington stemmte sich Präsident Wilson zunächst wider den Sturm, der durch sein Land fegte. „Tatsächlich“, schreibt Graf Bernstorff, „haben wir drei Wochen lang dicht vor dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen gestanden. An allen Börsen der Vereinigten Staaten war Panik eingetreten. Für die alles mit sich fortreisende Stärke der Empörung war ein besonders eindrucksvolles Zeichen, daß auch die Deutschamerikaner völlig zusammenklappten. Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten war nach dem Lusitania-Zwischenfall sozusagen tot und lebte erst allmählich wieder auf.“

13. Mai 1915 Und Präsident Wilson? Er schickt eine geharnischte Note nach Berlin: „Es ist klar, daß U-Boote nicht gegen Handelsschiffe [voll

Kanonen und Granaten und Soldaten] verwendet werden können, ohne unvermeidliche Verletzungen geheiligter Grundsätze der Menschlichkeit und Gerechtigkeit.“

Die deutsche Antwort befriedigt den Präsidenten nicht. Als ihn
der deutsche Botschafter Graf Bernstorff persönlich aufsucht, sind
„schon alle Vorbereitungen für den Abbruch der Beziehungen
und einen daraus folgenden Krieg getroffen und wurden dann
rückgängig gemacht“.

Es dauerte noch Monate, bis der Notenwechsel wegen der
„Lusitania“ endete und alles vorerst im unklaren blieb. Mancher
mag sich damals drüben gesagt haben, daß Amerika vorerst mit
den Kriegslieferungen bessere Geschäfte mache als mit dem Kriege
selbst.

Der Staatssekretär Bryan aber erklärte, es solle den amerika-
nischen Bürgern verboten werden, auf Schiffen zu reisen, welche die
Flagge einer kriegführenden Nation trügen! Mit dieser Forde-
rung konnte er nicht mehr die Politik eines „neutralen“ Landes
amtlich decken! Er trat vom Posten eines Außenministers der
Vereinigten Staaten zurück.

Der Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg aber blieb und erwirkte
einen Befehl des Kriegsherrn, daß feindliche große Passagierdamp-
fer künftig nicht mehr torpediert werden dürften.

„Der Kanzler“, schreibt der Großadmiral v. Tirpitz, der daraufhin ein
vom Kaiser abgelehntes Abschiedsgesuch eingereicht hatte, „hatte nicht
die Entschlußkraft, den U-Boot-Krieg ganz aufzugeben. Aber er wollte
ihn doch scheinbar führen. In Wirklichkeit aber konnten nach diesem
Befehl große Dampfer überhaupt nicht mehr angegriffen werden, denn
für die U-Boot-Kommandanten war die Unterscheidung zwischen Passa-
gier- und Frachtdampfern in den allermeisten Fällen unmöglich. Wir
führten den U-Boot-Krieg nach einer Methode weiter, bei der er nicht
leben und nicht sterben konnte!“

28

Die „Zepps“ und England

Zu Lande konnte man dem britischen Inselreich nicht beikom-
men. Zu Wasser, mit der Hochseeflotte, wagte und wollte man nicht.
Blieb also nur als letzter Kriegspfad, auf Antrag der Marine, die
Luft. Für die Luftschiffe, die „Zepps“, wie der Engländer die
Zeppeline nannte.

Seit ihrer Entstehung an den Ufern des Bodensees sind sie mit
dem Wasser verwandt. Sie haben im Krieg gern Wasser unter
sich. Wasser hat keine Balken und also auch nicht plötzlich aus den
Hangars aufsummande Flugzeuge und die dünnen, steil zum

Himmel bellenden Schlangen des Flak-Feuers der Flugabwehrkanonen.

Natürlich: die Zeppeline sind auch Landgeschöpfe. Sie kreuzen über Paris. Über den französischen Provinzen. „L 59“ flog später von Bulgarien nach Khartum und zurück 6800 Kilometer.

Graf Zeppelin, der greise Jüngling, in dem sich in so wunderbarer Weise wilder Reiterwagemut, tiefstes Denken, eiserne Willenskraft mit anspruchsloser Bornehmtheit des Wesens einten, erörterte damals selbst in einem engeren Kreis in Gegenwart des Verfassers den Gedanken, den Hauptsitz der russischen Rüstungsindustrie in dem fernen Donezbecken durch Luftschiffe zu zerstören.

Aber wenn der Lustriese vorsichtig im Abenddämmern aus seiner Höhle, der Halle von Alhorn, kriecht, dann fliegt er vorläufig am liebsten über See. Die Flotte hat ihre eigenen M. L. — ihre Marineluftschiffe. Sie sendet die unheimlichen nächtlichen Gäste über die „Festung London“ — am Außenrand der Riesenstadt stehen in der Tat einige Batterien — und in das Innere Old Englands. Bald werden dort die Alarmsirenen aufheulen, Mündungsfeuer auflohen, Menschen flüchten, die bläulichen Lichtbahnen der Scheinwerfer über den Himmel fegen und den gespenstigen, bleich silbernen Riesenfisch vor dem schwarzen Nachtgewölk suchen.

Ein paar geschwärzte Hausstrümmen. Einige Scheiterhaufen von Schuppen. 1, 2 dampfende Docks. Man hat dem Feind sachlich ein wenig geschadet. Seelisch sehr genügt. Man hat in Wirklichkeit der Riesenpropaganda der Brüder Northcliffe und Harmsworth einen noch riesigeren Gefallen erwiesen.

Nach englischen Angaben wurden im Weltkrieg 600 Zentner Bomben auf London geworfen und 1888 Menschen getötet und verwundet.

Man hat so den beschaulichen Gentleman vor dem Kaminfeuer seines Klubs, man hat den gedankenlosesten „Mann auf der Straße“ darauf aufmerksam gemacht: „Es ist Krieg, Sir!“ Zum erstenmal seit den Tagen Wilhelms des Eroberers ist wieder ein lästiger Ausländer, ist der Feind im Land!

Aber damit hat man John Bull nicht etwa in kopflose Panik gestürzt. Englische Nerven sind nicht so schreckhaft. Im Gegenteil: Jetzt erst nimmt er den Muth verwünscht ernst und trempelt höchst eigenhändig die Hemdärmel auf. „Freiwillige an die Front!“ — das reichte jetzt bald nicht mehr. Diese Predigt aus den Lüften ist zu ernst. Sie ist ein Funkspruch „An alle!“ Sie bereitet die allgemeine Wehrpflicht in Großbritannien vor.

1863—1928

„Die Luftschiffe“, bestätigt Admiral Reinhold Scheer, „waren die einzigen Kriegsfahrzeuge, die die Engländer aus ihrer Sicherheit auf der Insel ausschredten.“

„Müller“ [Chef des Reichsmarineamts Admiral v. Müller], notiert v. Tirpitz, „beklagt sich über die Zeppelinangriffe, und ich gebe ihm voll-

kommen recht. Ich will versuchen, die Rindereien mit den Zeppelin-
schiffen zu bremsen."

"Rindereien" — das ist das harte Wort eines verbitterten Mannes über deutsche Heldentaten, die auch hier, in Nacht und Nebel über Nordsee und Feindesland, in schweigender Pflichterfüllung aus einer inneren Bedrängnis heraus geschahen, die für die Kriegszeit kaum mehr vorstellbar ist. Von insgesamt 61 Marine-
luftschiffen — bei Kriegsausbruch nur 3 — sind im Verlauf des Kriegs 17 mit voller Besatzung zugrunde gegangen. 28 weitere verunglückten durch Strandung, Hallenbrand oder Explosion, 6 wurden gefangengenommen, ebensoviel unbrauchbar, so daß am Tage des Waffenstillstandes nur noch 10 „Zepps“ im Dienst standen.

Die M. 2. hatten eine Besatzung von je 2 Offizieren und etwa 20 Mann. Sie führten ein winziges Geschütz und 2 Maschinengewehre. Ihre Brandbomben wogen bis zu 300 Kilo. Ihre eigentliche Aufgabe war aber nicht der Feuerüberfall über Land, sondern die Auflärung über See.

„Fregattenkapitän Strasser“, schreibt Admiral Scheer, „war die Seele des Ganzen. Er kannte keine Schwierigkeiten. So trieb er die Luftschiffe in immer größere Höhen hinauf, und die zu Anfang des Krieges für ganz unmöglich gehaltene Betätigung in 6000 Meter Höhe hat er durchgesetzt. An den meisten Luftschiffangriffen hat Fregattenkapitän Strasser teilgenommen, obgleich ich ihm nicht immer gern die Erlaubnis dazu gegeben habe. Denn bei den recht erheblichen Luftschiffverlusten mußte ich besorgen, daß auch er einmal nicht zurückkehrt.“

Und einmal, kurz vor Kriegsende, kehrte Kapitän Strasser nicht zurück.

Über den kämpfenden Panzerkreuzern des Treffens auf der Doggerbank in der Luft als Beobachter „L 5“. Vorher schon der erste Luftschiffangriff auf England. Erfolgreiche Vorstöße bis in den Herbst.

Sold einen nächtlichen Husarenritt zu Luft schilderte der Korvettenkapitän Viktor Schulze, Kommandant des kühnen „L 11“, der später den Heldentod fand.

„Das Schiff steuerte über der oft deutlich sichtbaren, beschneiten [englischen] Küste nach Norden. Dicke Schneewolken. Darüber klarer Sternhimmel. Inzwischen setzten heftige Hagelböen ein. Das Schiff vereiste stark. In den Schnee- und Hagelböen erstrahlten Antennen und Metallstreben in hellem Elmsfeuer. Indes trat jetzt aus der verschneiten Landschaft der Humberlauf hervor. Die Stadt Hull blieb still und dunkel, aber die Wolken teilten sich in diesem Augenblick völlig, und es bot sich folgendes Bild: Stadt und Umgebung waren frisch verschneit. Zwar sehr gut abgeblendet, lag die Stadt bei dem sternentklaren Himmel scharf wie auf einer Zeichnung mit Straßen, Häuserblocks, Rais und Hafenbecken unter dem Schiff. In den Straßen irrten einige Lichter

gefallen Aber
England,
5. Aug. 1918

24. Jan. 1915
15. Jan. 1915
August und
Sept. 1915

umher. Zwanzig Minuten lang wurden nun in aller Ruhe Bomben auf Hafen und Dockanlagen gelegt. Gebäude stürzten wie Kartenhäuser zusammen. Es stürzten strahlenförmig vom Treffpunkt immer neue Gebäude zusammen, schließlich ein in der verschneiten Hafengegend schwarz sich abhebendes, riesiges Loch bildend. Mit dem Doppelglas sah man im Schein der Brände Leute hin und her rennen. Die Scheinwerfer suchten das Schiff vergeblich. Südlich dieser Scheinwerfer feuerten die Batterien mit großem Munitionsaufwand. Vierzig bis fünfzig feurige Brand- oder Leuchtgeschosse lagen gut um das Schiff herum. Bei der ersten Sprengbombe, die zwischen die Scheinwerfer fiel, erlosch erst einer davon, gleich darauf der Rest."

Und die Briten? Der nach England abkommandierte russische Admiral G. v. Schouls, ein Finnländer, erzählt von einem Luftangriff auf London:

"Wir erfuhren, daß man einen Zeppelinangriff erwartete. Der Himmel war leicht bewölkt und einige wenige Sterne waren zu sehen. Plötzlich stand der weiße suchende Strich eines Scheinwerfers an dem Himmel und leuchtete, langsam hin und her gehend, die Wolken ab. Nach einer Minute waren eine große Anzahl von Scheinwerfern aus verschiedenen Richtungen auf dieselbe Wolke gerichtet. Ich zählte bis zu zwanzig Strahlentegel. Fast die gesamte Straßenbeleuchtung war ausgelöscht. Die Schaufenster mit dunklen Vorhängen abgeblendet. Plötzlich hörte ich den schwachen, aber charakteristischen Ton einer Sirene: „DANGER!“ (Gefahr!).

Wir wollten nicht länger warten, als wir aus weiter Entfernung das dumpfe Rollen einiger Schüsse hörten. An der Ecke traf ich einen Schutzmann. „Haben Sie denn am Himmel nicht den Widerschein von dem brennenden Zeppelin gesehen?“ fragte der Polizist und begann gleich sehr leutselig zu erklären, da wäre ein brennender Zeppelin über Nordlondon abgestürzt! Vorher hatte er schon etwas wie Propellergeräusch gehört und dann plötzlich ein von Scheinwerfern beleuchtetes Luftschiff gesehen, welches einer versilberten Zigarre ähnlich sah. Nach einer Weile verschwand der Zeppelin, wahrscheinlich in den Wolken, doch im gleichen Augenblick fing es an, in rascher Reihenfolge zu knallen, wie von einem großen Maschinengewehr. „Ich wollte gerade zu der Laterne gehen“, fuhr der Hüter der Ordnung fort, „als der Himmel mit einemmal taghell erleuchtet war. Ich drehte mich um nach Norden. Dort war ein riesiger Feuerschein wie von einer Feuersbrunst und in deren Mitte eine langsam sinkende weiße Stichflamme, welche ganz Nordlondon mit hellem Licht übergoß, so daß ich auf den hohen Dächern die Menschen erkennen konnte, welche sicherlich Hurra geschrien haben . . . Von der silbernen Zigarre sah ich nichts mehr. Doch die Flamme stand in der Luft, oder eigentlich stand sie nicht, sondern sank immer tiefer, wenigstens zwei oder drei Minuten. Ich lief zu unserer Polizeistation und erfuhr dort, daß der Zeppelin heruntergekommen war. Vielleicht hat er eine Feuersbrunst zustande gebracht. Ich sah da ziemlich lange einen starken Feuerschein.“

„In den Worten des Schutzmanns lag Neugierde“, schließt der finnische Admiral seinen Bericht, „doch weder aus seinen Worten noch

aus dem Ton Unzufriedenheit mit dem ungebetenen Gast. Eher schien er durch den Verlauf der ganzen Angelegenheit sehr befriedigt."

Durch die ganze Welt ging, von den Zeitungsgiftklüchen in Londons Oxford Street aus, ein neues Butgeheul über die „fliegenden Kindermörder“. Von den nichtfliegenden Kindermördern — denen, die durch die Hungerblockade die deutschen Kinder dahinsiechen ließen — war nirgends auf der Welt die Rede.

Das Marineluftschiff „L 19“, Kommandant Kapitänleutnant Odo Löwe, verirrte sich nach Holland, wurde dort von den Strandbatterien beschossen und ging schwer getroffen an der britischen Ostküste, in der Nähe des Hafens Grimsby, auf die Nordsee nieder.

Ein Bild. In vielen Zeitungen der Welt. Ein englischer Fischdampfer, an seinem Bord angemalt seine Nummer und Name: „CY 1174 King Stephen“. Dicht vor ihm, in den Wellen versinkend, „L 19“. Auf der noch treibenden Lufthülle steht die Mannschaft, hebt die Hände, winkt mit einer weißen Fahne. Der „King Stephen“ qualmt aus seinem Schlot. In einer Minute hätte er mit Bolldampf die drüben gerettet. Seine Leute stehen, ohne sich zu rühren, und sehen, wie die Deutschen ertrinken. Ein englischer Bischof erklärt das für eine löbliche Tat.

Im Landkrieg war die Verwendung der Militärzeppeline von vornherein beschränkt und erstarb gegen Ende des Krieges fast völlig.

Die Luftriesen, von denen im ganzen bei der Mobilmachung 17 vorhanden waren, blieben gegenüber dem Flugzeug zu unbehilflich und zu vielen Gefahren ausgelegt.

Es wurden während des Krieges 104 Luftschiffe neu gebaut, im ganzen also 121 eingesetzt, die fast sämtlich — 110 von ihnen — auf dem Feld und Meer der Ehre blieben. Das schwerste Verlustjahr war 1917.

Mannigfach die Ursachen des Untergangs: abgeschossen, durch Fliegerangriff vernichtet, explodiert, gestrandet, im Meer versunken, vom Blitz getroffen, im Nebel gegen eine Bergwand geflogen, vom Sturm abgetrieben, in der Halle verunglückt, auf Feindesboden notgelandet und von der Besatzung selbst zerstört.

Verschieden das Schicksal. Gleichbleibend der Heldennut der Besatzung.

Flandern und Champagne

Voll ohne Raum! . . . Voll in Waffen ohne Raum — das ist das Schicksalswort des Krieges im Westen.

Das alte Mitteleuropa ist genau so groß geblieben, wie es immer war, aber die Zahl der Männer, die in ihm kämpfen sollen, hat sich verzehnfacht, verfünzigfacht, seitdem alle Großmächte des Fest-

landes dank der allgemeinen Wehrpflicht jeden wehrfähigen Staatsbürger statt der früheren Söldner ins Feld stellen.

Die Massen stoßen und drängen sich aneinander. Es ist kein Platz mehr hier für die hergebrachte Höchstleistung der Kriegsführung: die Umfassung, die Einkreisung. Kein Kessel mehr für ein Cannä oder Sedan. Man sucht sich umsonst die Flanke abzugewinnen. Es gibt keine Flanke mehr, weder hüben noch drüben. Es gibt nur noch zwei ununterbrochene Frontgrabenlinien von der Schweiz bis an den Kanal.

Die einzige Siegesmöglichkeit also der Durchbruch. Der Keil mitten in die feindliche Front. Aller Angriff ist schwer, der Verteidiger, gemäß der Feuerwirkung moderner Waffen, im Vorteil. Ehe die Infanterie zum Sturm antritt, müssen diese Waffen drüben — diese Geschütze, Maschinengewehre, Minenmörser — zum Schweigen gebracht werden. Die feurigen Mäuler Frankreichs und Englands läßt man am besten verstummen, je lauter und länger und massenhafter man die eigenen brüllen läßt. Je mehr Granaten, um so besser, um drüben Drahtverhau, Gräben, Unterstände einzuhaageln, einzuebnen, kurz und klein zu trommeln.

So tritt an Stelle der Feldherrnkunst der Materialkrieg. Die mechanische Masse will den Menschen erdrücken. Und kann es doch nicht. Immer wieder siegt im Westen deutscher Männermut über Feuerwalze und Trommelfeuer.

Ist solch ein Ansturm der englischen und französischen Menschen und der amerikanischen Granaten wieder einmal endlich abgewehrt, dann liegen sich die Heere erschöpft in ihren Stellungen gegenüber.

So ist in Frankreich, nach der Winterschlacht in der Champagne, ein halbes Jahr lang so ziemlich allgemeine „Ruhe“ an den Fronten.

Zu ruhig darf man sich freilich die „Ruhe“ an den Fronten nicht denken! Ein Regiment im Westen berechnet die an „stillen“ Tagen auf seinem Abschnitt niedergehenden Granaten und Minen auf immerhin über 500 in je 24 Stunden. Meldete der Heeresbericht von allen Kriegsplätzen „Nichts Neues“, so rechnete die Oberste Heeresleitung mit einer Gesamteinbuße von etwa 1000 Toten, Verwundeten und Kranken an diesem Tag. Andererseits konnte man annehmen, daß am gleichen Tag vielleicht 500 Verwundete und Kranke wiederhergestellt zu ihren Truppen teilen zurückkehrten.

Im Osten betrachtete man den Schützengraben nicht als „auf Erden ein bleibend Quartier“. Hier im Westen hieß es allmählich: „Hier laßt uns Hütten — d. h. Gräben — bauen!“ Die deutschen und die gegnerischen Schützengräben, zu Beginn des Jahres oft noch eine Vierteltunde Fußweg voneinander entfernt, rücken sich immer näher, immer näher, allmählich an einigen Stellen bis auf

Handgranatenwurfweite. Dahinter entstanden dann im Lauf des Jahres ganze unterirdische Garnisonstädte mit allem Zubehör.

1915

„Bald gliederte sich der Abschnitt in mehrere Stellungen, diese wieder in ein System von mehreren Gräben“, schildert das der Oberleutnant Alex. Vittor von Frankenberg von dem fast 300jährigen Darmstädter Leibgarde-Regiment, das den ganzen Krieg hindurch nur im Westen fought; „man unterschied die vorderste oder Hauptstellung, eine Zwischenstellung, eine zweite und noch eine dritte Stellung. Während die einzelnen Gräben eines Stellungssystems dicht, mit Abständen von 50 bis 100 Meter, hintereinander liefen, ergab sich der Abstand der einzelnen Stellungen voneinander zu etwa 3 bis 5 Kilometer.“

Zunächst durch 2 große, dann 4 kleinere Laufgräben, schließlich durch eine Unmenge kleiner Verbindungsgräben gelangte man in das vordere Stellungssystem, das im Lauf der Monate nicht nur nach rückwärts, sondern auch in das Vorgelände hinein sich zu einem ansehnlichen Komplex von Grabenteilen auswuchs. Wie die Kompanieabschnitte die Buchstabenbezeichnung trugen, so bekam allmählich auch jeder Graben seinen Namen oder seine Ziffernbezeichnung. Schilder aller Art, zum Teil sogar mit Leuchtfarbe bestrichen, waren zur besseren Orientierung angebracht.

Die Gräben selbst überstiegen bald alle Maße der gewöhnlichen Feldbefestigung. Aus den in die vordere Grabenwand eingebauten Unterschlupfen entstanden die tief ausgehobenen und mit Schienen, Erd- und Pufferlagen aus Stein eingedeckten Baugrubenunterstände im rückwärtigen Grabenrand. Erst um die Mitte des Jahres ging man zu den minierten, teilweise bis zu 5 Meter tiefen Stollen über.

1915

Auch die notwendige Reinlichkeit und Bequemlichkeit fand mit Rücksicht auf die nicht abzusehende Dauer des Stellungskriegs ihre gebührende Beachtung. Mit großer Liebe und Sorgfalt wurden die Behausungen im Schoß der Erde wohnlich gestaltet. Matragen, Teppiche und Möbel aller Art wanderten aus den nahe liegenden Ortschaften in die Gräben. Zusehends entwickelte sich die Kunst des Latrinenausbaus. In jedem Kompanieabschnitt prangte das „Schwarze Brett“, auf dem tagtäglich die neuesten Berichte der Obersten Heeresleistung angeschlagen waren. Sinnige Inschriften trugen Unterstände und Stollen. Da gab es eine ‚Villa Duod dich!‘, eine ‚Villa zum Vorschuß auf die Seligkeit‘, einen Stollen mit den Aufschriften ‚Zuflucht für arme Sünder‘, ‚Herberge zur Heimat‘, ‚Asyl für Obdachlose‘. Plastische Figuren, Gartenanlagen und manch anderer Schmuck zierten die Gräben.

Im nächtlichen Schanzen galt es, die Drahthindernisse auszubessern und durch Pfahlbauten, Spanische Reiter und Drahtzäune zu verstärken. Da galt es, für die waderen Hachtposten die Sappen, die Fühlhörner der Stellung, auszubauen. Da galt es schließlich, in waghalsiger Arbeit ganze Stellungsteile vorzuverlegen. Von Sappenkopf zu Sappenkopf schob sich dann in mond hellen oder dunklen Nächten die Maulwurfsarbeit der großen und kleinen Spaten einander zu.

Hinter der Front pulsierte in diesen langen Monaten des Stellungskriegs ein ebenso mannigfaches Leben wie in den Erdhöhlen der vorderen Linie. Die Mannschaften wurden kompanieweise nach dem nahe-

gelegenen Resle geführt und dort in einer ehemaligen Fabrik entlaust und gebadet. Übungen im Angriff fanden abwechselnd mit Übungsmärschen und sonstigem Exerzierdienst statt. In allen Orten entstanden Krankenstuben. Mit viel Liebe wurde der Regimentsfriedhof eingerichtet und instand gehalten, der so manchem braven Kameraden die letzte Ruhestätte gab. Soweit es die Gefechtslage zuließ, fanden auch regelmäßige Gottesdienste in den einzelnen Unterkunftsorten statt.

Allenthalben regte sich auch der Gedanke, die Stunden der Ruhe mit fröhlichen gemeinsamen Unterhaltungen auszufüllen. Zwar bot schon die Regimentskapelle, die allenthalben spielte, soweit die Musiker nicht durch ihren Dienst als Hilfskranken Träger in Anspruch genommen wurden, mannigfache Abwechslung, aber doch suchte der nie versagende Quell herzlichen und sonnigen Humors als ureigenstes Symptom deutschen Wesens nach reiferer Auslösung. Es entstanden die Mannschaftsfeste, die dicht hinter der Front, meist gänzlich improvisiert, Zeugnis ablegten von der gläubigen, fröhlichen Zuversicht eines jeden, auch nach Mühen und Gefahren eines vollen Kriegsjahres.“

„Nichts Neues im Westen.“ — den ganzen Sommer hindurch. Alle Blicke nach dem Osten gerichtet, wo der russische Koloss unter deutschen Hieben erzittert, der Brand auf dem Balkan weiter um sich frisst.

Was irgend zwischen Schweizer Jura und der Küste Flanderns an deutschen Gewehren und Geschützen entbehrlich war, das war in die Riesentämpfe des polnischen Ostens und über die Save und Donau geworfen worden. Die deutschen Linien in Belgien und Frankreich waren dünn. Sie würden sich durch Zuzug aus Rußland versteifen, wenn dort im nordischen Winter der Krieg erstarrte. Andererseits schickte Lord Ritzhener bereits in dichten Massen sein neugebildetes Freiwilligenheer zur Hilfe über den Kanal nach Frankreich.

„Ich betrat sein [Ritzheners] Zimmer“, erzählt Churchill. „Er stand mit dem Rücken gegen das Fenster und sah mich von der Seite an, mit einem ganz seltsamen Ausdruck im Gesicht. Nach einigem Zögern sagte er mir, er habe sich mit einer großen Offensive in Frankreich einverstanden erklärt. Ich hatte den Eindruck, daß er nur mit Mühe seine Erregung meisterte, wie ein Mann, der sich zu einem schweren, mit furchtbarem Risiko verbundenen Entschluß durchgerungen hat.“

Die Verbündeten planen eine gleichzeitige Doppelschlacht, in der hier Engländer und Franzosen aus dem Raum von Ypern, Lille, dort die Franzosen allein aus der Gegend von Reims und Arras durch die deutschen Schützengräben brechen und die ganze große Mitte der deutschen Front in Frankreich umfassen wollen, die, durch die Abgaben an den Osten bis an die Grenzen des Tragbaren geschwächt, hier in Führung und Kampf geradezu Wunder vollbrachte.

Es geht um eine Verzweiflungsschlacht. „Die größte Schlacht aller Zeiten“ nennt sie am Vorabend in einem Truppenbefehl ein

britischer Gardegeneral. Der französische Generalissimus Joffre peitscht in seinem Rundschreiben an die Kommandierenden Generale die Nerven Frankreichs zu Todesverachtung auf.

21. und 22.
Sept. 1915

„Zum Angriff zu schreiten ist für uns eine Notwendigkeit, um die Deutschen aus Frankreich zu verjagen. Es wird sich für alle Truppen darum handeln, ohne Ruhe Tag und Nacht durchzustößen. Allen Regimenter ist vor dem Angriff die ungeheure Kraft des Stoßes, den die französischen und englischen Armeen führen werden, klarzumachen. $\frac{1}{4}$ der französischen Streitkräfte nehmen an der allgemeinen Schlacht teil. Sie werden unterstützt durch 2000 schwere und 3000 Feldgeschütze. Alle Vorbedingungen für einen sicheren Erfolg sind gegeben.“

Ein Stägiges wahn sinniges Trommelfeuer leitet den englisch-französischen Durchbruchversuch in Flandern und der Champagne ein. Dann beginnt der Massensturm des weißen und farbigen Fußvolks. Hinter ihnen sehen die deutschen Fernrohre weit am Horizont Zehntausende von Reitern, gerüstet, um, wenn es so weit ist, mit blander Waffe in gestrecktem Galopp die aus ihren Schützengraben geworfenen deutschen Heere durch das Hinterland bis an die Maas und in die Argonnen hinein niederzufäbeln.

21. Sept. 618
20. Okt. 1915

Bei Loos, im nördlichsten Frankreich, arbeiten die Engländer, trotz ihres „Greuel“geschreis gegen Deutschland, bereits unbekümmert mit Giftgas. Durch ungewohnten Schnaps sinnlos gemachte Negermassen stürzen sich blind und toll in den Tod. Der Regen strömt. Die deutschen Linien spannen sich in äußerster Kraftanstrengung gegen den wütenden Anprall der Westmächte. In der Champagne schaut es am 2. Kampftag ziemlich böse aus. Die Oberste Heeresleitung trifft am Mittag dieses Tages, in Eile von Osten kommend, in Frankreich ein. Sie wirft die letzten Armee reserven aus dem Elsaß, 2 aus Polen herbeigeraffte Armeekorps, darunter die Garde, in die an einzelnen Stellen schon etwas eingebeulte Feuerlinie. Immer neue Hilfstruppen rollen heran. Bald ist die Gefahr beseitigt. Allmählich verlieren die Verbündeten den Atem. Sie werden durch den blutigen Schlamm des Schlachtfeldes in ihre Ausgangsstellungen zurückgeworfen, mit noch nie in der Kriegsgeschichte dagewesenen Verlusten: um 300 000 Tote und Verwundete ärmer.

25. Sept. 1915

So endete die große Herbstschlacht in Frankreich.

„Vergessen darf nicht werden“, schreibt der Generalstabschef v. Falkenhayn, „daß das Hauptverdienst, daß die Ostkräfte noch rechtzeitig kamen, dem deutschen Soldaten der Westfront gebührt. Sein bewunderungswertes Ausharren in den jammervoll zerfklagenen Stellungen in Flandern und der Champagne haben die Gefahr des verspäteten Eintreffens der Verstärkungen in erster Linie abgewendet. In Tod und Graus klammerte er sich an dem Platz fest, den er zu verteidigen hatte. Nicht genug damit, griff er in herrlicher Aufopferung die auf ihn und um ihn brandenden Massen an, wo irgendeine Möglichkeit sich bot. So

entstanden feste Inseln und Inselchen in dem Meer der Vernichtung, das die feindliche Artillerie geschaffen hatte. An ihnen brachen sich die ersten Wellen des feindlichen Infanteriesturms. Die folgenden Massen drängten unaufhörlich nach. Es kam zu Stauungen, Menschenanhäufungen, in denen das deutsche Feuer unerhörte Lücken riß. Je mehr Kräfte herangebracht wurden, um so mehr verschlimmerte sich die Lage. Die Offensive erstickte in ihrer eigenen Masse."

"Die größte Schlacht aller Zeiten", urteilt der Chef des deutschen Generalstabs, "war für den Angreifer eine furchtbare Niederlage geworden. Ungeheure Opfer an Blut und Material waren gebracht, um ein Ergebnis zu erreichen, das ein Nichts genannt werden muß."

Und v. Falkenhayn schließt: "Sicherlich ist kein Ausdruck zu erhalten, um gebührend die Leistungen der deutschen Truppen in jenen Tagen zu schildern. Alles Große, was im Krieg bis dahin getan ward, verblaßt hiergegen zu matter Farbe."

80

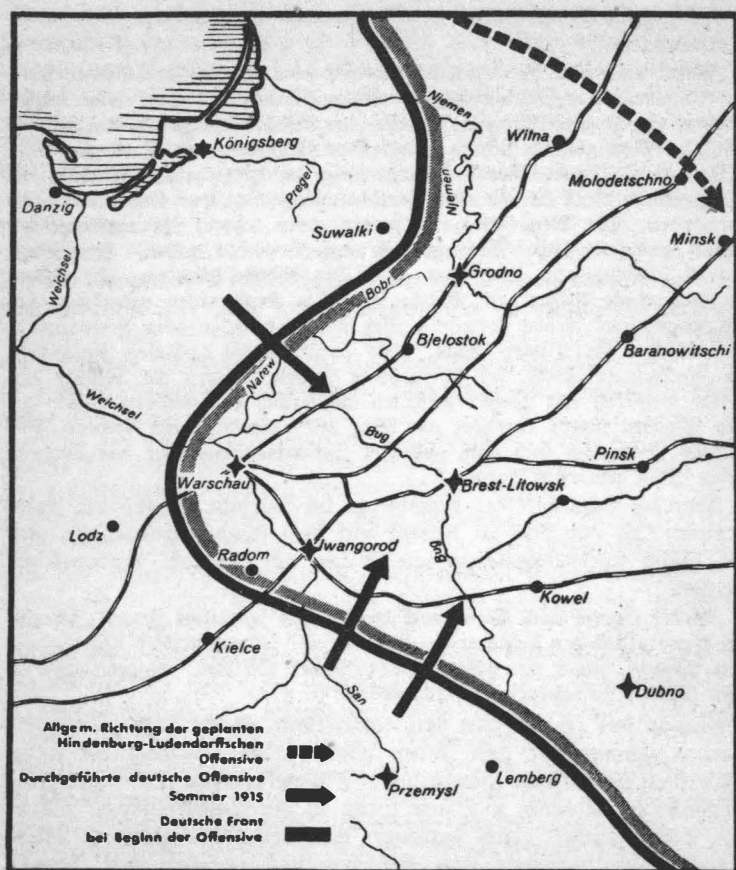
Die „Kleine Zange“ in Polen

Wir haben den Generalfeldmarschall v. Hindenburg als Sieger in der Winterschlacht in Masuren, an der ostpreußisch-polnischen Grenze in der Gegend von Augustowo, wir haben den Feldmarschall v. Mackensen als Sieger im Durchbruch von Gorlice im Raum von Lemberg verlassen.

Zwischen Augustowo und Lemberg baucht sich der Weichselbogen gen Westen. Hinter dem Strom, in Warschau und den Uferfestungen Nowo-Georgiewsk und Zwangorod rechts und links, lag die mächtige Mitte der nach der Schlacht bei Lodz zurückgerollten russischen Dampfwalze. Es bestand jetzt die Möglichkeit, dieses russische Kraftzentrum durch einen Zangengriff von Nord und Süd her im Sinterland Ostpolens „abzuwickeln“.

Und es bestanden 2 Pläne: der gigantische Hindenburgs und Ludendorffs: ein Vorstoß tief in das Innere Rußlands, südlich von Lemberg nach Kiew, nördlich über Wilna nach Minsk. Von Kiew bis Minsk dehnten sich dazwischen die unwegsamen riesigen Bripetsümpfe. Zwischen ihnen und der Weichsel war dann die ganze Streitmacht des Zaren eingeschlossen. Das hieß, in der damaligen Generalstabsprache, „die große Zange“.

Die „Kleine Zange“ des Generalstabschefs v. Falkenhayn wollte dagegen lediglich von Ostpreußen und Galizien her die Russen im Rücken fassen. Lebhaftes Auseinandergehen: „Welche Zange?“ zwischen Löwen und Posen, zwischen dem Oberbefehl Oberost und der Obersten Heeresleitung.



„Es kamen Meinungsverschiedenheiten“, schreibt Ludendorff, „wie sie bei selbständigen Charakteren nur zu natürlich sind, die mir aber die besondere Verpflichtung auferlegten, von den meinigen abweichende Gedanken der Obersten Heeresleitung wenn möglich mit noch größerer Sorgfalt zur Tat umzusetzen als übereinstimmende oder eigene.“

Denn die Entscheidung war zugunsten v. Falkenhayns und der „Kleinen Jange“ gefallen. 2 Heere, die Bugarmee des Generals Alexander v. Linsingen sollte von Süden, die Narew-armee des Generals Max v. Gallwitz sollte von Norden dem Russen den Rückzug von der Weichsel abschneiden, indem die beiden Kiefer der Jange bei Brest-Litowsk zusammenklappten.

geb. 1850
geb. 1852

Feldzug in Russisch-Polen! In Napoleons „fünfter Element“, dem Dreck!

15. Juli 1915

„Weitausgedehnte Waldungen“, schreibt vom Beginn des Vormarsches der Bugarmee als Mittkämpfer der Generalstabshauptmann Behlemann, „ließen ein Hindurchkommen abseits der Wege fast zur Unmöglichkeit werden. Man glaubte sich in die tiefsten Urwälder des schwarzen Erdteils versetzt. Dann wieder geboten lang sich hinziehende Sümpfe und Moore Halt. Eine Straße nach deutschen Begriffen war überhaupt nicht vorhanden. Die Wege teils tief sandig, teils lehmig oder moorig, bei Regen unergründlich. Man glaubte auf Seife zu gehen. Bei jedem Schritt glitschte und glitt man aus. Die Pferde stürzten. Die Räder der Fahrzeuge klebten am Boden fest. Die Kraftwagen arbeiteten sich mit ungeheurer Mühe vorwärts, ihre Motoren liefen zum Zerspringen. Das Wasser im Kühler kochte. Und dahinter die endlosen Kolonnen. In stockdunkler Nacht, bei strömendem Regen, rattern die Wagen von einem metertief mit Wasser gefüllten Schlagloch zum andern. Tausende von Pferden liegen verendet am Weg mit aufgedunsenen Leibern. Unzählige Fahrzeuge sind nach völligem Zusammenbruch auf das angrenzende Feld geworfen worden.“

Sept. 1914

Über die Schlachtfelder Habsburgs im Vorjahr stapfen die Feldgrauen Tag um Tag im Kampf mit dem ständig weichenden und sich gleich wieder gewandt wie Biber im Morast einbauenden Russen.

„Weder Sumpf noch Moor noch das stärkste feindliche Feuer“, schreibt der Generalstab des Feldheeres, „hielt sie ab.“ „Sie kämpften wie die wilden Löwen“, sagte ein gefangener russischer Offizier, „dagegen gibt es kein Mittel, sie scheinen unverwundbar.“

Cholm, das im Vorjahr heiß umstrittene, taucht auf. „Von dem kleinen, schmutzigen, von Juden wimmelnden Ort ragt der weiße Bau des Bischofssitzes zum blauen Himmel empor und läßt seine vergoldeten Kuppeln wie zum Gruß in der Sonne blitzen.“ Aber der Gruß kommt, gleich dahinter, von den Moskowitern. Wilde Kämpfe mit Bajonett und Handgranaten zwischen den Bayern und dem stolze Regiment der russischen Garde, Preobraschenski (Verkürzung Christi), das nicht weniger als 1500 Leichen auf dem Schlachtfeld läßt.

11.—12. Aug.
1915

Endlich gelingt der nächtliche Durchbruch.

„Wer nicht dabeigewesen ist“, schreibt der Generalstab, „kann sich nicht leicht einen Begriff machen von der vernichtenden Gewalt größerer Artilleriemassen zur Erzwingung eines Durchbruchs. Mit ohrenbetäubendem Lärm trachen die Geschütze unaufhörlich. Die Kanoniere arbeiten im Schweiß ihres Angesichts. Mit schneidendem Saufen und Zischen fegen die unheilbringenden Eisentlöge durch die Luft. Wie Riesenfontänen schießen schwarz-gelbe Rauchwolken zum Himmel empor. Ein gewaltiges Schauspiel von schauriger Schönheit.“

Vorwärts! Über den Bug! Im Morgengrauen wird die Festung Brest-Litowsk gestürmt. Die Stadt Brest-Litowsk ist nur noch

ein „Saufen rauchender Trümmer“, in denen gestern noch 70 000 Menschen wohnten. Die Russen haben ihren alten Kriegsüberlieferungen gemäß ihre eigene Stadt angezündet.

„Wie gebannt standen wir vor dem gigantischen Schauspiel“, schreibt Hauptmann Pehlemann; „vor uns, soweit das Auge reichte, ein einziges großes, riesenhaft scheinendes Meer zum Himmel emporschlagender Flammen, über dem eine mächtige schwarze Rauchwolke, die Sonne verdunkelnd, emporstieg und weit in die Lande verkündete: Brest ist gewesen!“

„Nikolai Nikolajewitsch“, rang es sich von den deutschen Lippen.“

Von Norden her nahte schon vorher unheilvoll den Russen die Narewarmee. Sie hatte es bei Beginn des Vormarschs leichter.

18. Juli 1915

„Das Gebiet ist ein mit Waldstüden bedecktes Hügelgelände. Der meist ärmliche Sandboden ist bei trockenem Wetter gangbar. Viele kleine Ortschaften gewähren kümmerliche, schmutzige, an Ungeziefer reiche Unterkunft.“

Besser die vereinzelt deutschen Ansiedlungen. „Diese“, meldet der Generalstab des Feldheeres, „erkennt man am sauberen Häuschen und Hof und an den gewaschenen Frauen und Mädchen.“

Die Kämpfe um den Narew beginnen, der, einige 100 Fuß breit, aber flach und voll Sandbänke, jetzt im Hochsommer überall von der Kavallerie durchritten, vielfach vom Fußvolk durchwatet werden kann. Nur Geschütze und Gefährte brauchen die Pioniere zum Brückenbau.

22. Juli 618
8. August 1915

Der Russe hat jetzt begriffen, daß er bei Warschau abgeklappt werden soll. Er baut dort in fliegender Eile ab. Um den Rückweg zu decken, hält er den Narew um jeden Preis. Wilde, vieltägige Kämpfe um den Übergang an verschiedenen Stellen.

„Eine dunkle, warme Sommernacht“, schildert ihn als Mittkämpfer Oberleutnant Gustav Meyer. „Lautlose Stille und atemlose Spannung herrschte. Hier dräuten unbekannte Wasserfluten. Es ist etwa 3½ Uhr morgens. Da ertönen weithin über das Feld brausende Hurra-rufe, Trommelwirbel und Hornsignale. Alle Truppen durchschreiten den Fluß. Wer erstlich verwundet wird, versinkt in den Fluten des Narew. Seine Oberfläche spritzt unter den Kugeln. Die unaufhörlich einschlagenden Granaten wühlen seinen Grund auf. Der Fluß erscheint wie eine Riesenfontäne. Alle Verbindung zwischen den Ufern ist abgerissen.“

Mehr als eine volle Woche ringen die drüben Gelandeten, von den Ihren abgeschnitten, allein gegen die übermächtigen russischen Massenstürme.

Am ersten Tag 12 Handgranatenangriffe hintereinander. „Der Kampf ist grimmig, mörderisch“, sagt der Kampfbericht. „In wütendem Nahkampf sticht der Füsilier Brozinski allein 17 Russen nieder. Die Munition ist fast verschossen. Verwundete können dem tosenden Kampfgetümmel nicht entzogen und müssen im feindlichen Feuer verbunden werden. Feuer darf nicht gemacht, die eiserne Portion muß kalt, das Brot muß naß verzehrt werden. 3 Tage und 3 Nächte keinen Schlaf!“

Verwegene Freiwillige durchschwimmen nachts nackt den Fluß. „Endlich, schon graut der Morgen, erscheinen sie wieder. Reuchend legen sie das in Zeltbahnen verpackte Brot und die Munition ab. Gott sei Dank! Für die nächsten 24 Stunden ist uns geholfen.“

„Die Truppen harrten aus“, schreibt der Generalstab, „noch weitere 6 Tage. Derweilen schwemmte der Narew die Leichen der ertrunkenen Krieger an das Ufer, als wollten sie nach dem Tode, der Fahne ihres Regiments getreu, mit zu Kampf und Sieg eilen.“

Endlich Sieg! Der Russe weicht auf der ganzen Linie. Er läßt 50 000 Gefangene zurück. Aber der Kriegsplan, den v. Falkenhayn gegenüber dem Sieger von Tannenberg durchsetzte, ist nur zum Teil geglückt. Die Moskowiter haben Zeit gehabt, ihre Weichselfestellung zu räumen und sich mit Sach und Pack nach rückwärts in das eigentliche heilige Rußland zu verflüchtigen.

5. August 1915

In Warschau rücken die Truppen der Mittelmächte ein. Zugleich in die Festung Zwangorod. Das starke Weichselbollwerk Nowo-Georgiewsk ergibt sich mit 80 000 Mann an deutsche Landwehr und Landsturm des Generals von Beseler, des Bezwinners Antwerpens. Er erhält das „Generalgouvernement Warschau“ für die nördliche Hälfte Russisch-Polens. Den südlichen Teil nehmen die Österreicher mit dem k. u. k. Militär-Gouvernement Lublin in Verwaltung. Eine zwiespältige, keine zweckmäßige Lösung. Ununterbrochene Reibungen und Verschleppungen den ganzen Krieg hindurch die Folge.

19. August 1915

Nach der Ablehnung der „großen Zange“ hatte Oberost Kräfte zur Verwendung nach eigenem Ermessen in Litauen und im Baltikum freibekommen.

18.—21. März 1915

Aus Kurland waren schon im Frühjahr Horden russischen Landsturms in Memel eingebrochen und hatten dort Greifen den Schädel gespalten, Mütter mit dem Kind auf dem Arm ermordet, kurz wie tolle Hunde gehaust. Die deutsche Strafexpedition entwickelte sich von selber zu einem Waffenzug durch Kurland. Der Hafen Libau fiel in deutsche Hand. Im Sommer jagte die Rjemenarmee des Generals Otto v. Below die Russen in der Schlacht bei Schaulen vor sich her und besetzte die Landeshauptstadt Mitau. Erst längs der breiten Flußschranke der Düna, vor den Toren Rigas, der Hauptstadt des damaligen Livland, und flussaufwärts vor den Außenwerken Dünaburgs machte die an Zahl geringe Rjemenarmee halt.

7. Mai 1915

geb. 1857

17.—23. Juli 1915

1. August 1915

Ein anderes Heer Oberosts unter Generaloberst Hermann v. Eichhorn dringt südlich von ihr in Litauen vor. General Lizmann erobert, fast ohne schwerstes Geschütz, die Festung Rowno. Die eigentliche litauische Hauptstadt, Wilna, fällt. Vorher schon ist Grodno im Straßenkampf mit dem Bajonett erobert. Wie wenn eine Regeltugel alle Neune trifft, so stürzen die Bollwerke und Städte des Jaren.

geb. 1848, von den Bolschewiken ermordet in Kiew 1918

18. Aug. 1915

18. Sept. 1915

2. Sept. 1915

Mit der für Deutschland blutigen Reiterschlacht von Smorgon, nach Ludendorffs Worten einem „Kampf von tragischer Größe“, endet der Sommerfeldzug in Polen. Fast schnurgerade läuft die Front der Mittelmächte gegen Halbasien, über 1000 Kilometer lang, vom Rigaischen Meerbusen bis zum Ostrand der Karpathen.

Eine gewaltige Landschaft — ungefähr doppelt so groß wie Bayern, Württemberg und Baden zusammen — ist dem Zarenreich entrisen. Die mehr als 400 Fabriken Warschaus für Metalle, Mehl, Tabak. In und um Lodz ebenso viele Woll- und Baumwollspinnereien. Das Kohlenbecken von Dobrowa unten an der Dreitauserecke. Zahlreiche Zuckerrabriten. Das so kriegsnotwendige Leder. Holz im Überfluß, wie in dem riesigen, damals noch vom Wisent durchstapften, von dem bayerischen Forstrat Georg Escherich bewirtschafteten Bialowiezer Urwald.

geb. 1870

Ganze Armeen von Verwaltungsbeamten aus dem schon daheim männerarmen Deutschland sind erforderlich. Schwieriger als in Belgien, wo die Deutschen, oft mehr als nötig, auch gegenüber den Flamen, Französisch radebrechen, die unverständliche polnische Sprache. Dolmetscher überall, in einem grausamen „Jiddisch“, die polnischen Juden, die oft so übersehen, wie es ihnen in ihren eigenen Kram paßt.

Um das Gouvernementsgebäude in Warschau herum die Paläste des sarmatischen Hochadels in der prunkvollen Krakauer Vorstadt. Er verfolgt natürlich seine großpolnischen Ziele und hofft auf die Franzosen. Gleich daneben in der Miadowa das Palais des Erzbischofs Dr. Alexander Rakowski. Er spielt den Deutschen gegenüber dieselbe Rolle des feindlichen und unangreifbaren Kirchenfürsten wie der Kardinal Mercier in Brüssel. Österreich als geschichtliche katholische Vormacht hat es in dem katholischen Polen leichter. Es sagt den Verbündeten auch nicht alles, was es vorhat . . . Eifersüchteleien und Quertreibereien so gut zwischen Budapest und Wien wie zwischen Lublin und Warschau.

Nach Clausewitz' klassischer Strategielehre ist Gegenstand der Kriegführung das Heer des Feindes, nicht sein Land. Ein großes Stück Land hatten wir. Das russische Heer stand noch, wenn auch blutig zerzaust. Mit Menschen wurde dort drüben immer noch gewüßtet, als ob der Vorrat unerschöpflich sei. Verluste von weniger als 40 000 Mann wurden dem Zaren als Bagatelle überhaupt nicht erst gemeldet.

Nikolaus II. aber schreibt an seinen Oheim, den Generalissimus Nikolai Nikolajewitsch, daß er ihn „unter tiefstem Dank“ zum Vizetönig und Oberbefehlshaber des Kaukasus ernennt, das heißt am äußersten Ende Rußlands, kaltstellt. Der Großfürst

5. Sept. 1915

bekreuzigt sich und spricht zu seiner Umgebung: „Gott sei gelobt! Der Kaiser enthebt mich einer Aufgabe, die mir schon zur Last gefallen war.“

Sein Nachfolger als Oberbefehlshaber aber war der Zar selbst!

„Die Nachricht ruft einen jämmerlichen Eindruck hervor“, schreibt der französische Botschafter Paléologue. „Seine Majestät“, beschwört der englische Botschafter Buchanan die Zarin, „nähme eine Last auf sich, die kein Mensch zu tragen vermöchte.“ Die hohe Frau erwiderte nur: „Leider ist der Zar schwach, aber ich bin es nicht und ich werde fest bleiben!“

„Sie sind der oberste Richter“, ruft, schon vor Aufregung einem Herzkrampf nahe, der Dumapräsident Rodzjanko dem Zaren zu: „Wer sollte denn Ihr Richter sein, wenn nur Mißerfolge kommen sollten?“ — Und er erhält die Antwort: „Mag ich untergehen, aber ich werde Rußland retten.“

4. Sept. 1915 Sämtliche 7 russischen Minister wenden sich durch den Außenminister Sazonow an den Zaren: „Herr! Wir wagen es, auszusprechen, daß ein solcher Beschluß für Rußland, Sie und Ihre Dynastie die schlimmsten Folgen nach sich ziehen kann!“

geb. 1857, von
Hofschewitsch
ermordet 1918
14. Sept. 1915

Umsonst! Die Zarin und Rasputin veranlassen den schwachen Mann, als Kriegsenker, mit dem General Michael Alexejew als Generalstabschef, in das neue Hauptquartier Mohilew abzureisen.

„Du bist der Herr und Meister“, schreibt ihm dorthin die Zarin. „Nikolai III., wie einige Menschen Nikolajtscha [den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch] nennen, und Rodzjanko sind nichts, und du bist alles, von Gott gesalbt!“

Es ist der Anfang vom Ende des Hauses Romanow. Nikolaus II. hätte keinen ungünstigeren Zeitpunkt wählen können. Seine Heere geschlagen. Der Feind im Land. Rußland immer noch von der Welt abgeschnitten. Denn der Riegel der Dardanellen hält, trotz wütender, monatelanger Kämpfe auf Gallipoli. Auf dem Balkan aber öffnet sich den Mittelmächten der langersehnte, Hilfe bringende Landweg zu den Dardanellen.

„Schäume, Marija!“

6. September
1915

Im Großen Hauptquartier in Pleß unterzeichnete ein bulgarischer Oberstleutnant mit den Generalstabschefs v. Falkenhayn und Conrad von Hötzendorf das Militärbündnis seines Landes mit den Mittelmächten.

Bulgarien hatte seine Rache gegenüber den verräterischen Bundesgenossen der Balkanwirren vor dem Weltkrieg 3 Jahre hindurch auf Eis gelegt. Jetzt, nach der Stilllegung der russischen

Dampfwalze, nach dem vergeblichen anglogallischen Gerüttel am Dardanellenriegel, hält es seine Zeit für gekommen.

Ferdinand, König der Bulgaren, aus dem Hause Koburg, vor seiner Thronbesteigung ungarischer Husarenleutnant, erklärt Serbien den Krieg.

„Er war sehr intelligent und vielseitig“, schildert ihn der britische Diplomat Buchanan. „Er beherrschte sieben oder acht Sprachen, war sehr belesen, ein ausgezeichneter Botaniker und Ornithologe. Sein Talent als Diplomat war nicht gering zu schätzen. Kurz gesagt: Ferdinand war eine interessante und komplizierte Persönlichkeit, die — wie er mir selbst erzählte — von König Eduard als l'homme le plus fin en Europe [der größte Schlaupotz Europas] richtig gekennzeichnet worden ist.“

Seine Bündnispflichten hat König Ferdinand ritterlich, bis aufs Tüpfelchen und bis zum bitteren Ende, erfüllt. Sein eigenes kleines Reich war durch die Orientkriege blutarm geworden. Aber diese rauhen Balkan- und Bauernländer erholen sich rasch. Das Heer, mit 26jähriger Dienstpflicht vom 20. Jahre ab, zählte im Frieden 3807 Offiziere, 57 401 Mann und 10 803 Pferde und sollte im Krieg auf 190 452 Streiter mit 40 400 Pferden und Ochsen steigen.

Seit dem blutigen Weihnachten im Vorjahr hatten die Österreicher den Rückzug aus Serbien zu rächen. Von den 66 000 Kriegsgefangenen, die sie hatten zurücklassen müssen, war inzwischen die Hälfte an Flecktyphus und anderen Krankheiten gestorben.

Nun sammelte sich in der ungarischen Pusta, am Nordufer der Donau, eine Habsburger Streitmacht. Neben ihr marschierte, flugabwärts, im Banat ein deutsches Heer des Generals v. Gallwitz auf.

Von Osten her, durch den neutralen rumänischen Uferzipfel des Eisernen Tors von den Mittelmächten getrennt, ordneten sich die Bulgaren.

Man hätte auch noch von Westen her, über den Drinalauf hin, Serbien an der dritten Front anpacken und dann zerquetschen können wie eine Nuß. Dazu fehlten die Kräfte. Aber es langte auch so, 330 000 gegen noch nicht 200 000 der neuen Kampfmittel wie Flugzeuge, schwere Haubizen, Minenwerfer, Minenmörser er-mangelnde, von der Entente im Stich gelassene Serben.

Feldmarschall v. Maasen befahl den zur Verbindung mit der Türkei längst nötigen Feldzug wider den kleinen, am Weltkrieg schuldigen Mörderstaat.

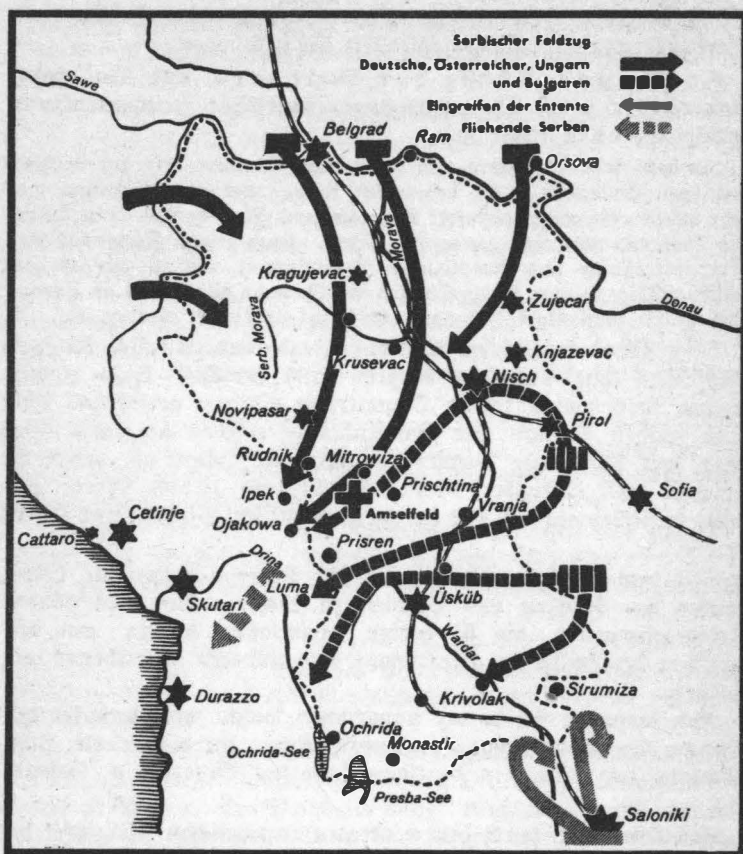
„Seit dem Frühjahr schon“, schreibt v. Falkenhayn, „hatten deutsche Generalstabsoffiziere die Lage an Ort und Stelle auf das genaueste er-tundet und alle Vorbereitungsmaßnahmen getroffen. Jede Batterie-

geb. 1861

1887

14. Oktober
1915

Dezember 1914



stellung, jede Möglichkeit zum Brückenschlag, die Unterkunft der Truppen, der Nachschub waren festgelegt, Brückenmaterial, Munition und Verpflegung bereitgestellt. Der umsichtige Leiter der Vorbereitungen, Oberstleutnant Hentsch vom sächsischen Generalstab [es ist der Mann von der Marne, der sich hier soldatisch bewährt], trat als Hauptquartiermeister zum Oberkommando. Seiner Tätigkeit war es hauptsächlich zu danken, sowohl daß die Truppen, um die Überraschung zu wahren, erst im letzten Augenblick herangebracht zu werden brauchten, als auch, daß das gewaltige militärische Unternehmen des Donauübergangs glatt gelang.“

6./7. Oktober
1915

7. Oktober
1915

Böllig vor den Kopf gehauen, sprachlos, ließen die Serben die endlosen deutschen und österreichisch-ungarischen Heere auf Flotten von Booten und später auf Pontonbrücken über den mächtigen Strom setzen. Tags darauf flattert es schon schwarzweißrot auf

der Zitabelle von Belgrad. Eine Woche später dröhnt in Zaribrod der alte Balkanschlachtgesang „Schäume, Mariza!“ der über die serbische Grenze einmarschierenden Bulgaren.

15. Oktober
1915

Was nun kommt, ist kein Kampf mehr, sondern die Auflösung eines Heeres. Von zwei Seiten umfaßt, werden die immerhin noch tapfer kämpfenden Serben aus ihrem ganzen eigenen Lande nach Südwesten zu mit unwiderstehlichen Stößen der rastlos über die Sumpfpfade und durch die Sumpftäler in Sturm und Regen nachfolgenden Marschsäulen der Verbündeten hinausgesetzt. Planlos hastet die serbische Armee dahin. „Ihr Ende“, schreibt v. Falkenhayn, „war in wenigen Wochen vorauszusehen. Von der Flucht nach Albanien brauchte wenig befürchtet zu werden. Es war den Serben nicht möglich, in das wilde Bergland Artillerie oder Trains mitzunehmen. Ueberdies fanden sie dort keine Lebensmittel, dagegen eine ihnen vielfach feindlich gesinnte Bevölkerung. Das Schicksal des serbischen Heeres erfüllte sich schnell. Es wurde zum Teil gefangen, zum andern Teil zersprengt. Nur kümmerliche Reste konnten in das albanische Bergland flüchten. Ein serbisches Heer gab es nicht mehr.“

Mitten im Winter rasteten die k. u. k. Truppen nicht, bis sie von der Bucht von Cattaro aus die alles beherrschende Höhenpfote Montenegros, die mächtige, kahle Steinkuppe des Lovćen, mit „Brachialgewalt“, vielleicht auch mit anderen Überredungskünsten, besetzt hatten. Von hier aus hatten sie leicht Cetinje und das ganze Zaunkönigreich der hunzbewaffneten Riesen in der Hand.

22. November
bis 1. Dezember
1915
10. Januar
1916 (Zwischen)

Weiter noch mit dem Radekymarsch in eines der unbekannten Länder dieser Erde, nach Albanien, hinein! Hier stehen neben den halbwilden Gebirgsstämmen italienische Regimenter. Sie wurden in Valona gelandet. Sie sehen sich bald bis dorthin, an den Strand der Adria, zurückgedrängt. In ihr, auf der Insel Korfu, sammeln und ordnen sich die letzten Serben, um dann — an sich zähe und gute Soldaten — von Saloniki aus wieder den Kriegspfad gegen das verhaßte Habsburg zu betreten.

Jetzt, wo es zu spät war, schickte die Entente dorthin ihren vernachlässigten Schülern auf dem Balkan Hilfe. Seit Wochen wurden in Saloniki Franzosen und Engländer ausgeschifft. Dieser Hafen gehörte zwar zu dem neutralen Griechenland. Die Westmächte, die die Ohren der gesamten Menschheit mit ihrer tobenden Entrüstung über den deutschen Einmarsch in Belgien beinahe taub gezeut hatten, sahen in der bewaffneten Landung auf neutralem griechischem Boden eine durchaus weise Maßregel im Sinne des Völkerrechts.

Anfang
Oktober 1915

Februar 1916
(Albanien)

Der König Konstantin der Hellenen aus dem Hause Schleswig-Holstein, durch seine Heirat mit Prinzessin Sophie von Preußen ein Schwager des Kaisers Wilhelm II., hatte umsonst den

Westmächten die Ausschiffung verweigert. Zum Widerstand war sein Land zu schwach. Die Entente tat in Saloniki, als ob sie zu Hause wäre.

Noch hätte man sie leicht ins Meer werfen können. Sowohl v. Mackensen wie Conrad von Höhendorf wollten möglichst militärische Stärke auf dem Balkan. So wie bei dem russischen Feldzug im Widerspruch zu einem Hindenburg, so war auch hier der Generalstabschef v. Falkenhahn anderer Meinung als die beiden großen Strategen. „Die Oberste Heeresleitung“, schreibt er, „betrachtete sie [die serbische Unternehmung] als eine ausgesprochene Nebenoperation. Der Gedanke, auf dem Balkan die Kriegsentsecheidung suchen zu können, war ungesund.“

Und gerade vom Balkan, gerade von Saloniki, kam 3 Jahre später der tödliche Stoß durch Bulgarien donauaufwärts in die Flanke der Mittelmächte, der im Osten den Weltkrieg entschied.

Vorläufig aber war, durch die Zerquetschung Serbiens, Großes erreicht: der Weg nach Konstantinopel frei, Rußland im Schwarzen Meer endgültig abgeschnürt, der Karst von Gallipoli umsonst von den Blutströmen der Menschen aller Erdteile gerötet.

32

Rehrais in Gallipoli

Ende April
bis Anfang
Mai 1915

In blauen und blutigen Frühlingstagen hatte sich das vielfarbige, vielrassige, vielsprachige englisch-welsche Aufgebot aller 5 Erdteile an den Küstenhängen der Halbinsel Gallipoli festgeklammert. In die Fieberglut des Sommers hinein, in die kalten Regengüsse des Herbstes ging seitdem das mörderische Ringen um jeden Fußbreit fahlen Karst zwischen hier den Indern, Australiern, Senegalnegern, Fremdenlegionären, Hochschotten, Iren, Kreolen, Franzosen, Arabern — dort den Anatoliern unter Führung der deutschen Generale und Generalstabsoffiziere.

„Der türkische Soldat“, schildert ihn der in diesen Kämpfen schwer verwundete General Kannengießer Pascha, „war überaus genügsam und bescheiden. Er folgte unbedingt seinem Führer, auch in den Feind hinein. Allah will es so. Er ist tief religiös und sieht dieses Leben als die Vorstufe eines besseren an. Unmittelbar unter dem Krachen der Granaten, kurz vor dem Eintritt des Bataillons in das Gefecht, hält der Imam, der Feldgeistliche, eine Ansprache. Der Eindruck ist immer ein eigenartiger, besonders, wenn an den gegebenen Stellen der Rede ein ‚Inschallah‘ (Möge Gott es geben!) aus vielen hundert tiefen Männerstimmen ernst und feierlich über die dürstige Steppe schallt. Betten kennen die Türken überhaupt nicht. Reis und Fleisch ist ihnen eine Schlemmerei. Die eiserne Ration besteht aus einem Stück Brot und einige Oliven, letztere eingewickelt in den Zipfel eines mehr wie

fragwürdigen Taschentuchs. Aber die Leute waren immer zufrieden. „Das ist ja gar kein richtiger Krieg, wir bekommen ja jeden Tag zu essen!“ Fürchterliche Erinnerungen aus dem Balkankriege stiegen dann wohl vor ihnen auf, als sie tatsächlich mit Gras den Magen füllen mußten.“

Um so mehr litten drüben, wie der Schweizer Fremdenlegionär Rugler schreibt, die Europäer unter der furchtbaren Hitze, dem pestilenzialischen Geruch der unbestatteten Leichen, den Milliarden von Fliegen und unter dem peinigenen Mangel an Wasser, das auf Schiffen übers Meer heraufgebracht werden muß. „Wir müssen mit dem lärglichen Inhalt einer Feldflasche auskommen“, schreibt ein englischer Offizier nach Hause, „die wir erst am Abend trinken dürfen. Tagsüber müssen wir ein paar Steine in den Mund nehmen, da das den Durst löst.“

Mit orientalischer Bildtheit wird der Krieg geführt. Die Schützengräben liegen sich bis auf 10 Meter Abstand gegenüber. An einer Stelle schauen die Gegner einander auf den phantastischen Zwischenraum von 3 Metern das Weiße im Auge. Gefallene werden als Kugelfang verwandt. „In dieser Beziehung“, berichtet Kannengießer Pascha, „erinnere ich mich zweier Soldaten, die am äußersten rechten Flügel der vordersten Stellung als Deckung gegen das Meer 3 Leichen übereinandergelegt hatten. Sie selber saßen darauf und verzehrten ihr Brot mit Oliven.“

Einmal gelingt es den Verbündeten, ihre Linien ganze 200 bis 300 Meter nach vorn zu verlegen. Das kostet die Engländer 10 000 Mann, ebensoviel die Türken. Die Franzosen wahrscheinlich noch mehr. Auf jeden Meter umstrittenen Boden kommen 100 Tote und Verwundete. Jeder Zentimeter wird mit dem Verlust eines Mannes erkaufte.

4. Juni 1915

Kostbare Wochen und Monate sieht England im menschenfressenden Kleinkrieg hinschwinden. Immer wieder hascht es von verzweifelt erkämpften Höhen nach dem Schlüssel der Dardanellen, immer wieder segt der Gegenstoß der Türken die Reste der Stürmer ins Tal zurück.

Im Hochsommer dann die entscheidende Schlacht in der Suvalabucht. „Eine Viertelmeile von dem Sieg entfernt“, meldete später der englische General Sir John Hamilton — aber eben die Viertelmeile, auf die alles ankam!

16. bis 21.
August 1915

Kämpfe, wie sie sogar Gallipoli noch nicht gesehen, um die „verhängnisvollen Gipfel“ des Höhenzuges von Sari Bair, an dem vielleicht das Schicksal Europas hängt

„Oben stießen wir auf die Türken“, berichtet der angloindische Oberst Cecil Manson, der, eine rote Flagge in der Hand, seinen braunen Gurthas vorauslief. „Le Marchand war hin. Bajonettstich ins Herz. Ich bekam einen Stich ins Bein. Dann kämpften wir Mann gegen Mann. Wir bissen um uns, hieben mit der Faust drein und benutzten die Gewehre und Pistolen zum Schlagen.“

„Zwölfstausend Mann waren gefallen. Und die furchtbaren Höhen erstarrten wie immer unbefiegt!“

Verluste nur an diesem Brennpunkt! Im ganzen bißen die Engländer in der großen Sommerschlacht beinahe das 4fache ein. Die Türken nicht viel weniger.

November 1915

Von nun ab flaut der Taifun des Kriegswillens auf Gallipoli ab. Der Winter kommt. Wolkenbrüche, die in Schneestürme übergehen, füllen die Gräben voll Wasser und überschwemmen die Ebene. Eisiges Frostwetter folgt. Die Engländer bringen 16 000 der Ihren mit erfrorenen Gliedmaßen auf die Schiffe. Ihr Oberbefehlshaber wird abgesetzt. Sein Nachfolger „gehörte derjenigen Schule an, deren oberster strategischer Grundsatz im Großen Kriege lautete: ‚Deutsche totschlagen‘. Alles, was diesem Grundsatz diente, war ihm recht. Alle Maßnahmen, die nicht dazu geeignet waren, Deutsche totzuschlagen, hielt er für zwecklos.“

Auf Gallipoli gab es für seinen Tatendrang sehr wenig Deutsche, und dabei sehr unangenehme Deutsche. Den unerschütterlich siegreichen türkischen Marschall Liman v. Sanders und seinen Stab. Deutsche Kriegskundigkeit durchgeistigte die stoische Tapferkeit der Osmanen und rettete, mit ihr im Bunde, die Dardanellen.

Räumung Gallipolis

Eine böse Aufgabe! Die Briten selber rechneten mit dem Verlust mindestens eines Drittels ihrer noch übrigen Leute. Aber in solchen Landungen und Einschiffungen waren sie, dank ihren Kolonialkriegen, gewiegte Praktiker. Mäuschenstill drückten sie sich aus ihrer Hauptstellung in der Suvalabucht. „Das Wetter, von dem alles abhing, war gerade in den kritischen 48 Stunden günstig“, sagt ein englischer Bericht, „und die Türken vollkommen arglos. Und in der Tat wollten die wild und verwegene dreinschauenden türkischen Soldaten und ihre unerschrockenen Führer kaum ihren Augen trauen, als die berühmten Stellungen, die unter so schrecklichen Verlusten genommen waren, bei Tagesanbruch still und verlassen dalagen, wie die Gräber, die sie umgaben.“

Nacht des 19.
zum 20. De-
zember 1915

Denn die ganze Halbinsel war nur noch ein ungeheurer Kirchhof. 530 000 weiße und farbige Briten und Franzosen waren im ganzen auf Gallipoli gelandet. Von ihnen waren 180 282 Mann, genau ein Drittel, tot oder verwundet, die übrigen zum großen Teil krank oder an Krankheiten gestorben. Die Türken hatten von 310 000 Streikern die ehrwürdige Zahl von 251 309 Toten, Verwundeten und Kranken, also ihr ganzes Heer bis auf den 6. Mann der Rettung Stambuls geopfert.

Um die Jahreswende lohten die letzten Feuerbrände, wo an den einzelnen Landungsstellen die Verbündeten ihre ungeheuren Konsernenvorräte vor ihrem französischen Abschied mit Petroleum übergossen und anzündeten, Wehlgebirge mit Salzsäure tränkten, Schuppen mit Gummidecken, Widelgamaschen, hohen Stie-

feln in Flammen aufgehen ließen. Immerhin blieben noch Massen von Telephondraht, Hunderte von gelben Leinwanddecken, Millionen von Sandsäcken, franke Kanonen, Feldbahnschienen, Fußballen — alles das, was dem Osmanenreich zum Kriegsführen fehlte.

Nach Neujahr stahlen sich in aller Stille die letzten Verbündeten fort. Die Kämpfe auf Gallipoli, mit die blutigsten und grimmigsten des ganzen Weltkriegs, waren zu Ende. In einer Erdstellung fand man 2 Gerippe in Uniform ineinander verstrickt an die Wand des engen Grabens gelehnt vor: ein Türke und ein Engländer, die sich im Ringkampf gleichzeitig den Dolch ins Herz gebohrt hatten — ein Gleichnis der Wut des ganzen Streitens.

Türke und Engländer, so wie hier in Europa, auch in Asien da und dort ineinander verbißen.

„In den asiatischen türkischen Gebieten war das Kriegsführen schwer“, schreibt Ludendorff. „Die Türkei war lediglich auf Landverbindungen angewiesen. Die Bagdadbahn, unterbrochen noch durch Gebirgszüge, hatte noch lange nicht den Tigris erreicht. Tunnels waren im Bau. Die an sich schon unglückliche Eisenbahnanlage wurde noch dadurch verschärft, daß die Betriebsverhältnisse die denkbar schlechtesten waren. Deutsche Lastkraftwagenkolonnen halfen die Schwierigkeiten mindern. Wegen der rückwärtigen Verbindungen war das Kriegsführen in Mesopotamien so lange zur Erfolglosigkeit verurteilt, als es uns nicht gelang, die Verkehrslage zu heben.“

Die Briten ihrerseits hatten, am Persischen Golf von Indien her landend, den Tigris als natürliche Transportstraße. Sie rückten methodisch mit einem kleinen Expeditionsheer fluslaufwärts und nahmen die wichtige Festung und Stromsperre Kut el Amara. Von da arbeiteten sie sich bis in die Nähe von Bagdad vor. Einige Meilen nur noch vor den Toren wies ihnen in der Schlacht bei Ktesiphon die türkische Infanterie den Rückweg längs des Tigris. Zu Ende des Jahres waren sie wieder in Kut el Amara, von den Türken verfolgt und bald eingeschlossen.

Weitere englisch-türkische Kämpfe — auch deutsche Offiziere dabei — in den asiatischen Uferdünen des Suezkanals. Daß die Engländer diesen Lebensnerv Großbritanniens mit Liebe, Sorgfalt, Stacheldraht, Bestechungsgeldern und Gentlemen in Khaki aus Leibesträften beschirmen würden, war zu erwarten. Viel kam bei dem Geplänkel nicht heraus.

Nach mündlichen Berichten deutscher Augenzeugen hatten die Briten die in der Sandwüste zum Kriegsführen unerläßlichen Kamele zu vielen Tausenden von den Araberscheichs aufgelaufen und weggetrieben. Außerdem waren gerade, wenn die Australier wichen, die Beduinen des Sultans nicht zur Verfolgung zu bewegen. Sie plünderten vielmehr die gefallenen Feinde — nach ihrer Auffassung der ganze Zweck der Feindseligkeiten.

8. Januar
1915

29. September
1915

23. November
1915
Dezember
1915

1515

Januar bis
Februar 1915

Westlich vom Suezkanal gab es, in den türkisch-nordafrikanischen Provinzen der Libyschen Wüste bis Tripolis hin, einige fanatische Hirtenstämme, die an den Heiligen Krieg wider die Feinde des Islam glaubten, namentlich die weltferne Zelotensette der Senussi. Durch deutsche U-Boote kam ihnen spärliches Kriegsmaterial nach dem Hafen Bengasi. „Waren diese Sendungen auch klein“, schreibt Hindenburg, „so wirkten sie doch außerordentlich erhebend auf den kriegerischen Geist der mohammedanischen Stämme.“

Umgekehrt warteten in Vorderasien die Armenier nur auf den Einmarsch der Russen aus dem Kaukasus, um sich wieder einmal gewaffnet gegen die Türkenherrschaft zu empören. Trotz anfänglicher Siege, trotz der Seuchen im Osmanenheer, kam der Moskowiter nicht recht vorwärts. Die Massenmordung, fast die Ausrottung, der Armenier durch die ganze Türkei hin war die furchterliche Folge. Von 1 800 000 Armeniern wurde über die Hälfte, 1 Million, erschlagen, 600 000 des Landes verwiesen. Nur 200 000 blieben daheim am Leben.

Als die Zeit des Kriegeausbruchs sich jährte, hatte Papst Benedikt XV. einen Friedensaufruf an die kämpfenden Kolosse der Großmächte gerichtet. Seine Stimme verhallte im Kanonendonner, der die Alte Welt erfüllte. Man schlug sich auf den Gletschern Tirols und an dem Berg Sinai, auf dem Grund der See und unter der Erde, nahe den Ruinen von Babylon und bei der Cheopspyramide, vor Paris und über London, im Nördlichen Eismeer und in den Schluchten des Kaukasus. Und fern im dunklen Erdteil, im Westen wie im Osten, wehte in diesem Jahr noch die schwarzweißrote Flagge.

33

Deutsch-Afrika

Deutsch-Ostafrika — die Krone der deutschen Kolonien, fast vom doppelten Umfang des Deutschen Reichs, mit 8 Millionen Einwohnern, im vollen Ausblühen seiner Pflanzungen und Weidesteppen und Wälder, vom Schneegipfel des Kilimandjaro bis zum weißen Brandungsgürtel des Indischen Ozeans.

Dr. Karl Peters hat in tausend Kämpfen und Gefahren diese reiche Kolonie für Deutschland gewonnen. „In einigen Teilen“, schreibt er, „ist sie imstande, mit den geeignetsten Landstrichen der Allmutter Erde um die Palme zu ringen.“ Oft hat er so dem ihm befreundet gewesenen Verfasser sie als „kommendes deutsches Indien“ bezeichnet. Der Eroberer Deutsch-Ostafrikas wurde als „Kolonial-Peters“ dank dem Geheul der damaligen deutschen Reichstagsmehrheit unter Führung des Margi-

Winter
1914—1915

25. Juli 1915

1915

1856—1918
1884

sten August Bebel seines Amtes enthoben, vor Gericht gestellt und auf Lebenszeit nach England vertrieben.

1840—1918

„Er war ein Mann — nehmt alles nur in allem!“ Und ein ebensolcher Mann stand jetzt, als es bei Ausbruch des Weltkriegs um Leben und Tod Deutsch-Ostafrikas ging, zu einer in der Kriegsgeschichte beinahe unerhörten Verteidigung bereit: der Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant Paul v. Lettow-Borbeck — schon ehe er den Befehl über diese Heldenschar übernommen hatte, in den Chinakämpfen bewährt, in dem Hottentottenaufstand in Südwestafrika verwundet. Ihm zur Seite, als ebenso aufrechter deutscher Mann, der Gouverneur von Deutsch-Ostafrika Heinrich Schnee, in dessen Händen eigentlich die höchste militärische Gewalt in der Kolonie lag. Dank dieser unzweckmäßigen Friedensanordnung, bei der man im Auswärtigen Amt in Berlin an die Möglichkeit eines Krieges in Deutsch-Ostafrika wahrscheinlich gar nicht gedacht hatte, ließen sich Reibungen in der doppelten Befehlshührung leider nicht vermeiden.

geb. 1870
Januar 1914
1900—1901
1906

geb. 1871

Endentschluß: Kampf bis zum Äußersten. Alle waffenfähigen Deutschen zur Fahne gerufen, ausgediente farbige Soldaten wieder eingestellt, die schwarze Polizei der Schutztruppe angegliedert. Im ganzen etwa 250 Deutsche und 4500 Neger, die sich in Eile, aber vorerst nur teilweise, bei dem „Hafen des Friedens“, Dar es Salam, sammeln.

Dazu 102 Weiße des Vermessungsschiffs „Möve“, das im Hafen gesprengt wurde, um es nicht Beute der Briten werden zu lassen. Später, als der kleine Kreuzer „Königsberg“ sich nicht mehr auf hoher See halten konnte, seine 322 Matrosen.

Die Höchstzahl der deutschen Streitmacht in dem 4jährigen Krieg war 3000 Europäer und 11 000 Eingeborene.

Gegen diese 14 000 Männer kämpften vergebens in mindestens 1000 Gefechten 130 Generale und 300 000 Soldaten. Von ihnen blieben 60 000 tot, darunter 20 000 Engländer, Buren, Portugiesen und Inder. Sie verloren 140 000 Pferde und Maultiere. Die Kriegskosten betrugen Tausende von Millionen Mark — alles nach englischen Quellen.

„Dabei“, schreibt General v. Lettow-Borbeck, „hätten wir den Krieg vermutlich noch jahrelang fortsetzen können!“

Die erste Großtat die Schlacht bei Tanga. Sie öffnet den Angloafrikanern und Angloindern erst die Augen darüber, was es heißt, mit Deutschen zu kämpfen!

2. November
1914

Von Indien kommt ein britisches Expeditionskorps angedampft. Seine 8000 weißen und farbigen Engländer sind bester Stimmung.

Ein kleiner kolonialer Straffeldzug, Old Englands tägliches Brot! Seine 14 Truppendampfer antern, ganz im Norden der deutschen Kolonie, an der Grenze Britisch-Ostafrikas, vor dem deutschen Hafen von Tanga.

Dorthin zieht Oberstleutnant v. Lettow-Vorbeck in Eile so viel Truppen zusammen, als die schmalspurige, 300 Kilometer lange Nordbahn mit 8 Lokomotiven buchstäblich bis in das Feuer des Gefechts hinein fahren kann.

Er selbst radelt nachts in den schon vom Feind besetzten Ort hinein. „Die Stadt war vollständig verlassen“, berichtet er, „und die weißen Europäerhäuser leuchteten in den Straßen im klarsten Mondschein. So erreichten wir den Hafen. Vor uns lagen hell erleuchtet die Transportschiffe, auf denen großer Lärm herrschte. Es war kein Zweifel, daß die Landung unmittelbar bevorstand. Auf unserem Rückweg wurden wir von einem indischen Posten angerufen. Wir setzten uns auf die Räder und fuhren zurück. Der Tag begann zu grauen, und linker Hand von uns hörten wir die ersten Schüsse fallen.“

4. November
1914

Die Schlacht von Tanga beginnt. 1000 Deutsche gegen 6000 Feinde! „Bei dieser noch zu niedrigen Schätzung“, sagt v. Lettow, „mußte ich mir die Frage vorlegen, ob ich es wagen dürfe, einen Kampf aufzunehmen. Ich habe die Frage bejaht.“

Durch Palmenwälder und Kautschupflanzungen rücken die Söldner des Königs von England und Kaisers von Indien gegen Stadt und Bahnhof Tanga vor. Deutsches Feuer überschüttet die europäische Kerntruppe, das North-Lancashire-Regiment. Mit dem Bajonett werfen sich die deutschafrikanischen Askaris auf die indischen Raschmirschützen. Der linke Flügel des schwerfälligen Briten wird mit deutscher Kriegstunst umgangen.

„Die ganze Front“, schildert v. Lettow seinen Sieg, „raffte sich auf und stürzte sich mit jubelndem Hurra vorwärts. In wilder Flucht floh der Feind in dicken Klumpen, und unsere Maschinengewehre mähten ganze Kompanien Mann für Mann nieder. Mehrere Askaris kamen freudig strahlend heran, an jeder Faust einen gefangenen Inder.“

Die Tropennacht sinkt über das Kampfgelümmel. Die Deutschen wissen am nächsten Morgen selber noch nicht, welche Lehre sie den Engländern gegeben.

5. November
1914

„Im Laufe des Tages“, schreibt v. Lettow, „verstärkte sich der Eindruck immer mehr, daß die Niederlage des Feindes gewaltig gewesen war. Zwar waren die Verluste in ihrem vollen Umfang noch nicht bekannt, aber die vielen Stellen, wo Hunderte und wieder Hunderte von gefallen Feinden sich häuften, sowie der Verwesungsgeruch, der unter der Einwirkung der tropischen Sonne auf der ganzen Gegend lag, gaben uns einen Anhalt. Größer noch war die moralische Einbuße des Feindes. Er fing beinahe an, an Geister und Spuk zu glauben. Noch nach Jahren wurde ich von englischen Offizieren danach gefragt, ob wir bei Tanga dressierte Bienen verwandt hätten. Der Feind fühlte sich vollständig geschlagen. In wilder Auflösung waren seine



Graf v. Schlieffen



v. Moltke



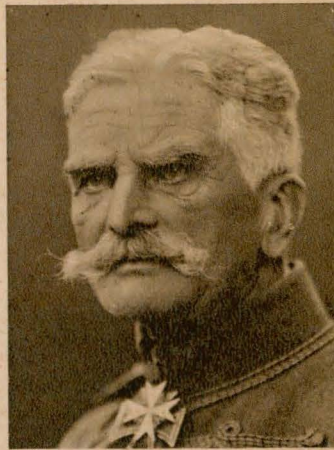
v. Falkenhayn



v. Hindenburg



Ludendorff



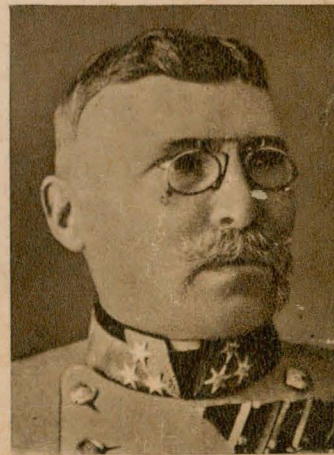
v. Mackensen



Conrad v. Hötzendorf



Erzherzog Eugen



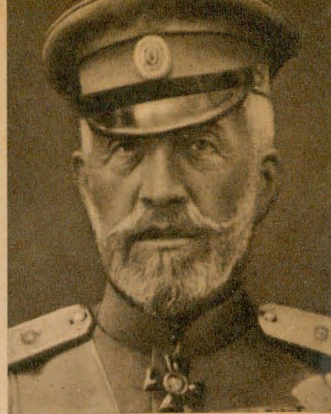
v. Auffenberg



Saig



French



Großfürst Nikolai



Alegejew



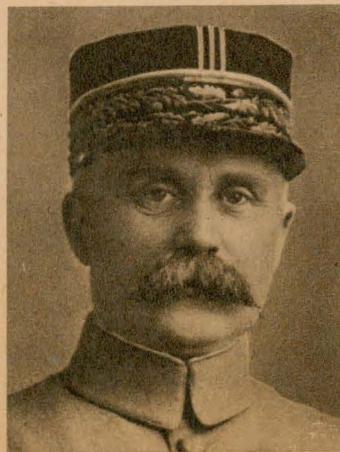
Brussilow



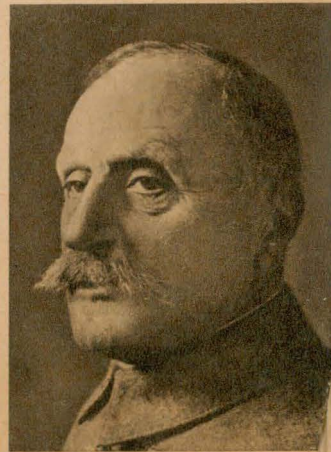
Joffe



Minellor



Rétaux



Foch

Truppen geflohen. Hals über Kopf in die Leichter [Landungsboote] gestürzt. Die Möglichkeit eines erneuten Kampfes wurde überhaupt nicht erwogen. Aus offiziellen englischen Schriftstücken ging hervor, daß das gesamte englisch-indische Expeditionskorps, achtausend Mann stark, von unserer wenig mehr als tausend Mann starken Truppe vernichtend geschlagen worden war. Die Straßen waren buchstäblich besät mit Gefallenen und Schwerverwundeten. In unbekannter Sprache flehten sie um Hilfe.“

Mindestens 2000 Mann — $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ ihrer Kopfstärke — kostete die Besucher aus Indien der Tag von Tanga. Auf deutscher Seite waren im ganzen 16 Europäer und 48 Eingeborene gefallen.

Darunter der tapfere Hauptmann v. Prince, von angelsächsischer Abstammung, als Leutnant schon vor einem Vierteljahrhundert in den Eingeborenenkämpfen der Kolonie ausgezeichnet, als Plantagenbesitzer der einzige Majoratsherr Deutsch-Ostafrikas.

1893

Der Engländer hatte genug. Er fuhr in der Richtung nach Sansibar davon. Er kommt zur See nicht wieder. Zu Land beunruhigt er die Nordgrenze. Bei der deutschen Siedlung Jassini, hart am Meer, nimmt v. Lettow, der selbst einen Schuß durch den Hut und einen anderen durch den Arm erhält, 4 indische Kompanien mit allen europäischen Offizieren gefangen. 700 Mann hat England seit diesem Tag weniger.

16.—19.
Januar 1915

Das Jahr ist ausgefüllt von Kleinkrieg in Busch und Wildnis. Afrikanischer Kleinkrieg. Geschossene Elefanten retten vor dem Verhungern. Verwundete werden eine Beute von Löwen.

1915

An der Küste zeigen sich mit Bolldampf die Masten eines von einem englischen Kreuzer gejagten deutschen Hilfsschiffs, das die Blockade der Nordsee durchbrochen hat, um den Helden von Ostafrika Kriegsbedarf zu bringen. Der Führer, Leutnant zur See Christiansen, muß, selbst verwundet, sein Fahrzeug bei Tanga auf den Strand laufen lassen. Aber die wertvolle Ladung wird, wenn auch wasserbeschädigt, geborgen.

Weisse und schwarze Frauen fertigen auf Spinnrädern und Webstühlen aus Baumwolle Uniformtuch für die Schutztruppe, das mit dem Saft einer Baumwurzel feldbraungrün gefärbt wird. Der rohe Gummisaft der Plantagen wird mit Schwefel vulkanisiert und Reifen für Automobile und Fahrräder gewonnen. Aus Kotos wird ein benzolähnliches Antriebsmittel, Trebol, für die Motoren der Kraftwagen destilliert. Kerzen werden aus Wachs gedreht, Seife gekocht, Wildhäute zu Stiefelleider für die Truppe verarbeitet und mit der Rinde des Mangrovebaums gegerbt. Aus der Rinde des Chinارينdenbaums entstehen Chinintabletten. Käseereien werden angelegt. Würste in Räuchertammern konserviert. Büchsenbutter hergestellt. Nichts wird vergessen, um die Schutztruppe von Deutsch-Ostafrika unbezwinglich zu machen.

Den Engländern schwant etwas von schwersten Kämpfen. Aber wozu hat es vor 1½ Jahrzehnten die Buren zu ungezählten Tausenden im Feld erledigt, 20 000 Frauen und Kinder hinter dem Stacheldraht des Konzentrationslagers zugrunde gehen lassen? Nun ist der unterworfenen Bure bereit, gegen seinen einstigen Freund und Bewunderer, den guten Deutschen, ins Feld zu ziehen; gegen das Volk, das sich seinerzeit und seinerwegen beinahe in einen Weltkrieg mit der Großmacht Großbritannien gestürzt hat! Schon sammelt General Botha drüben Cowboys nicht von Südwest, sondern von Südwest, zum Marsch gegen Deutsch-Ostafrika.

Er kann es. Denn in seiner Heimat hat er, als General der britischen Kapregierung, bereits in Deutsch-Südwestafrika reinen Tisch gemacht.

Ob, farg, starr ist dieser Kriegsschauplatz von der 1½fachen Größe des Deutschen Reichs. Der Generalstab spricht von Sand- und Steinwüsten, tief eingerissenen Flußbetten, Dedden weißen Flugands, gelblichem Steppengras, langdornigen Bäumen und Büschen, dünenartig gewellten Sandflächen, rissigen Schlammdecken. Das für die Kriegführung lebenswichtige Wasser trübe, brackig und von üblem Geschmack.

Aber in Südwest als einziger deutscher Kolonie gibt es neben der Kaiserlichen Schutztruppe mit ihren malerischen Schlapphüten und hohen gelben Stiefeln — gibt es außer diesen 2000 weißen Reitern noch Tausende von kriegswilligen deutschen Farmern. Es gibt sogar einen deutschen und einen österreichischen Flieger.

Frühjahr 1914
Trotzdem hat der bewährte Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant v. Heydebred, kurz vor Kriegsausbruch nach Berlin berichtet, sie sei zu schwach, um sich im Ernstfall auf die Dauer im Felde halten zu können.

12. November 1914
1903—1908
Leider fand er bald nach Ausbruch der Feindseligkeiten durch einen Unglücksfall in Kaltfontein den Tod. Der dienstälteste Offizier, Major Franke, früher in den Eingeborenenaufständen des Landes ausgezeichnet, ersetzt ihn.

25. September 1914
Die Feldzugführung ist wesentlich passiv. Zwar kommt es zu dem für Deutschland günstigen Gefecht bei Sandfontein im äußersten Süden, gegen die über den Oranje-Grenzfluß vorgebrungenen „Südafrikanischen Veritlenen Schützen“, 4 Regimenter einer Burenkerntruppe des Generals Botha.

Herbst 1914
Dann aber landen Tausende von Kapbriten, auch im Süden, ungehindert in der Lüderiksbucht, die von den schwachen deutschen Kräften nicht verteidigt werden kann.

Die zweite, entscheidende, Landung auf der Hauptreebe von Swatopmund und Bormarsch längs der Bahn in das Innere! Die dort stehenden deutschen Kräfte sind damit beschäftigt, das Volk der Bastards, einer Mischrasse zwischen Hottentotten und Kap-

holländern, die sich zu den Weißen rechnet, zu bestrafen, weil die Bastards, wie es scheint formell im Recht, sich weigern für Deutschland Kriegsdienst in einem zu weit von ihrem eigenen Gebiet entfernten Kriegsschauplatz zu tun.

Inzwischen reitet „Bothas Leibwehr“, reiten die „Witrandschützen“, feldgrünlich mit Tropenhelm, in die Landeshauptstadt Windhut ein. Burenlandesaufgebot in Massen folgt, zu Pferd, zu Fuß, im Kraftwagen. „Die Buren“, geht die Rede in deutschen Lagern, „haben soviel Autos als wir Pferde.“

Von Norden her traben portugiesische Angola-Drägoner in das deutsche Ovamboland. Die deutschen Reiter ziehen in einzelnen Abteilungen durch die Wüsten. Die Pferde, von edlem Schlag, verhungern und verdursten.

„Alle paar Stunden“, schildert ein Augenzeuge, „hörte man aus der Kolonne ein ‚Peng!‘ — den Gnadenschuß für einen verendenden Gaul. Die Truppe marschiert zu Fuß weiter.“

Kämpfe finden eigentlich nicht statt. Nördlich von Windhut, in der grasarmen, dornenreichen Gegend von Korab, zieht Major Franke seine ganze Streitmacht zusammen und streckt mit ihr die Waffen.

9. Juli 1915

Die Mannschaft kommt in Sammelager. Die Offiziere bleiben auf freiem Fuß gegen das Ehrenwort, nicht weiter gegen die Engländer zu dienen. Etwa ein Viertel von ihnen verweigert es, gestützt auf eine Fußnote der Gelddienstordnung, wonach kein Offizier zu einer solchen Erklärung gezwungen werden kann. Sie kommen hinter Stacheldraht und werden wie Verbrecher behandelt — selbst das Wasser wird ihnen zeitweise entzogen, ohne daß diese vorbildlichen Männer nachgeben.

Dieses ganze Jahr hindurch aber streitet in Kamerun die farbige deutsche Schutztruppe tapfer gegen die französisch-englische Übermacht. Blutige Schärmügel bei Garua tief im Innern, bei Edea nahe dem Kamerunberg und auf dessen Gipfel. Bis zum Jahresende währt in dem afrikanischen Urwald deutscher Widerstand. Dann erlischt hier der Krieg.

30. August 1914

8. Januar
1915

6. Februar
1916

Die gesamte deutsche Bevölkerung der Schutzgebiete Kamerun und Togo wird zusammengetrieben, ihr ganzes Eigentum geplündert. Die Frauen und Kinder kommen zu den Engländern in Gewahrsam, mehrere 100 Männer werden von den Franzosen in das Innere von Dahomey verschleppt und dort durch schwerste körperliche Zwangsarbeit bei 50 Grad Celsius in Fiebersümpfen unter entsetzlichen Mißhandlungen durch schwarze Aufseher hingemordet. Im Lauf des Jahres stirbt der größte Teil der Unglücklichen. Die Regierung Bethmann rafft sich zu Protesten auf. Aber erst als man durch neutrale Vermittlung die Franzosen wissen läßt, daß

1917

man 10 000 ihrer gefangenen Landsleute in die Rotinosümpfe schicken wird, gelingt es, die noch Lebenden vor den weißen und schwarzen Bestien drüben zu retten.

Krieg überall durch das flammende Europa: „Gospodi, pomilui!“ — „Herr, erbarme dich!“ — stöhnen die Bässe russischer Mönche. „La ilalah illa 'llahul“ singen die Muezzin vom Minareh. „Misericordia, padre nostro!“ — The Lord's Prayer! — La Canticque de la Sainte Viergel — „Wir treten zum Beten!“ — in allen Zungen fleht in Völkerdämmerung und Weltenwende die Menschheit um Sieg!